

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sagenbuch von Baden-Baden und Umgebung

Barack, Max

Stuttgart, [ca.1890]

Der Uhrmacher von Straßburg

[urn:nbn:de:bsz:31-32090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-32090)

Der Uhrmacher von Straßburg.

„Straßburg ist über!“ So erscholl es am 28. September 1870 wie ein Jubelruf von Mund zu Mund durch alles Land, „so weit die deutsche Zunge klingt,“ denn nicht allein die nach schwerer Belagerung endlich erfolgte Einnahme dieser Festung und der neue Triumph der deutschen Waffen war es, was die Herzen erhob — nein, in dem allgemeinen Jubel lag zugleich der freudige Ausdruck des stolzen Bewußtseins, daß diese dem deutschen Reiche einst so schmäzlich entrißene Stadt nun wieder deutsch werden und verbleiben müsse.

Als eine stete Demütigung für uns Deutsche lag sie bisher da, die weiland „wunderschöne“ Reichsstadt — nun eine der stärksten französischen Festungen. Als eine fortwährende Drohung gegen die einstige Mutter zeigte sie ihre Fronten und Bastionen, erhoben sich ihre Mauern und Wälle; — doch wie ein edler, unglücklicher Gefangener ragte über die wälschen Befestigungen der herrliche Wunderbau Erwins von Steinbach, das imposanteste Denkmal der deutschen Baukunst, das stets deutsch gewesene Münster empor, — denn, wenn auch schon seit beinahe zwei Jahrhunderten die Stadt von Deutschland losgerissen war, wenn auch fast die ganze Bevölkerung die einstige Muttersprache verlernt hatte, wenn auch der Name der Stadt „der Straße Burg“ sich hatte umwandeln müssen in Strassbourg — das Münster war stets gut deutsch verblieben

und kündete damals, wie jetzt und alle Zeit in deutscher Zunge den Ruhm der deutschen Kunst. Auch ein anderes Denkmal deutscher Kunst und deutschen Wissens innerhalb dieses Riesenbaues war mit diesem gefangen gehalten: die große astronomische Uhr in dem südlichen Arme des Kreuzschiffes, die im Jahre 1842 von dem genialen Mechaniker Schwilgué nach mehrjähriger Arbeit vollendet und dort aufgestellt wurde. Und dennoch nenne ich auch dieses Werk ein Denkmal deutscher Kunst und deutschen Wissens, denn Schwilgué hat nur wieder hergestellt, was schon zwei und ein halbes Jahrhundert früher ein anderer, ein Deutscher, geschaffen und — selbst wieder zerstört hatte, so daß während dieser langen Zeit kein anderer Meister imstande war, das Wunderwerk wieder herzustellen. Die Uhr stand still, bis es endlich dem oben genannten Meister gelang, den gestörten Rädergang wieder in Bewegung zu setzen; ihm gebührt also der Preis der Wiederherstellung, der Ruhm der Erfindung aber gehört einem Deutschen — dem unglücklichen Jsaak Sabrecht, dem Helden dieser Erzählung.

In dem ärmlichen Dachstübchen eines der uralten Häuser, die auch heute noch in den entlegeneren Theilen des modernen Strassburgs zu finden sind, saßen an einem trübten Februarabende des Jahres 1580 zwei Frauen und ein kleines Mädchen um einen schlecht gezimmerten Tisch von Tannenholz, auf welchem eine düster brennende Ollampe sich bemühte, den kleinen Raum einigermaßen zu erhellen. Doch das dampfende, übel riechende Licht reichte kaum aus, die Arbeit der beiden Frauen zu beleuchten, die schweigend nur mit ihr beschäftigt an dem Tische saßen, während das Kind seine Arme als Unterlage für sein blondes Vorköpfchen auf dem Tische ausgebreitet hatte und sanft schlief.

Die ältere der beiden Frauen, eine ehrwürdige Matrone von wohl 70 Jahren, mit blassen eingefallenen Wangen, den Nasenquetscher mit großen runden Gläsern

vor den geröteten Augen, arbeitete emsig an einer Weißnäherei und rastete nur dann einige Augenblicke, wenn ein kurzer trockener Husten sie überfiel und nötigte, die mageren Hände mit der Arbeit in den Schooß zu legen, um tiefaufatmend der gequälten, zusammengedrückten Brust einige Ruhe zu gönnen. Besorgt erhob dann jedesmal die andere Arbeiterin, ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren, das Antlitz von ihrer Buntstickerei und ein bitender Blick traf die Alte, die als Antwort auf denselben nur leise das ehrwürdige weiße Haupt schüttelte und alsbald die unterbrochene Arbeit wieder aufnahm. Seufzend beugte sich hierauf das junge Mädchen gleichfalls wieder über ihren Stickrahmen und rastlos stichelte ihre Nadel weiter in dem feinen Stramin, ohne daß ferner die Stille durch etwas anderes unterbrochen worden wäre, als durch das einförmige Ticken einer wundervoll gearbeiteten Wanduhr, die seltsam von dem übrigen ärmlichen Hausrat abstach. Es war Frau Margaret Heberlin, die einst begüterte Witwe des weit und breit berühmten Goldschmieds Heberlin und ihre Enkelin Gertrud, die Tochter ihres einzigen früh verstorbenen Sohnes, der dasselbe Gewerbe wie sein Vater getrieben und sich gleichfalls durch seine Kunst einen bekannten und geachteten Namen gemacht hatte. Bei seinem Tode hinterließ er, da seine Frau ihm einige Monate vorher im Tode vorangegangen war, drei kleine Waisen, zwei Mädchen und einen Knaben, welche die damals noch rüstige Großmutter zu sich nahm und mit verdoppelter Liebe aufzog, um ihnen das traurige Schicksal, die liebende Fürsorge von Vater und Mutter entbehren zu müssen, minder fühlbar zu machen.

So waren bei ihr die Kinder herangewachsen; dieselben hingen mit schwärmerischer Liebe an der biedereren Großmutter und als sich die älteste, Marie, mit dem Uhrmacher Jsaak Habrecht verheiratete, konnte sich Frau Margaret nicht entschließen, die geliebte Enkelin ganz zu entbehren; sie zog mit Gertrud und Mathias, dem zwei Jahre jüngeren Bruder Gertruds, zu Jsaak und genoß hier im Kreise ihrer Lieben das reinste Glück des schönsten Familien-

lebens. — Da, nachdem kaum ein Jahr verstrichen war, zerriß der Tod mit kalter Hand das alle so beglückende Band — Marie starb, nachdem sie einem Mädchen, der kleinen Marie, das Leben gegeben hatte, die wir heute auf dem Tische der Urgroßmutter so sanft eingeschlafen erblickten.

Aber nur um so fester fühlten sich nach Mariens Tode alle aneinander gebunden durch die gemeinsame Trauer um die geliebte Entschlafene, durch die gemeinsame liebende Fürsorge für das zum Leben erwachte kleine Geschöpf.

So wurden die familiären Beziehungen nicht gestört; leider aber blieben die pekuniären Verhältnisse derselben nicht die gleich günstigen, denn Jsaak, der sich durch angestrengte Arbeit zu zerstreuen suchte, erfannte während dieser trübsten Zeit seines Lebens den Riesenplan, dessen Ausführung ihn zwar unsterblich, aber — zugleich bettelarm machen sollte. Summe auf Summe opferte er der Verwirklichung dieser Idee, die nach und nach sein ganzes Sein zu erfüllen begann; Summe auf Summe gab auch Frau Margaret dahin, die mit Begeisterung der Ausführung der kühnen Phantasieen Jsaaks beitrug und stets die Warnungen wohlmeinender Freunde zurückwies mit den stets wiederkehrenden Worten: „Laßt nur den Jsaak machen, der weiß, was er will, und was jetzt d'rauf geht mit Löffeln, das bringt er wieder ein mit Scheffeln!“ —

Aber das scheffelweise Einbringen ließ lange auf sich warten; fünf Jahre waren seit Mariens Tode verstrichen und inzwischen war das ganze Vermögen Jsaaks und der Frau Margaret geopfert und noch immer die Riesenuhr nicht vollendet. Die Familie war am Bettelstab; doch auch das jekige Glend, das Frau Margaret und Gertrud nötigte, kümmerlich durch allerlei weibliche Handarbeiten ihr Dasein zu kräftigen, vermochte dennoch nicht den Glauben der charakterfesten Alten an ihren Entelsohn zu erschüttern. Willig arbeitete sie, obgleich ihre Gesundheit darunter litt, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht und hielt fest an ihrem Spruch: „Er bringts wieder ein mit Scheffeln!“

Auch Gertrud, ein Mädchen von kleiner, zierlicher Gestalt mit schönem blonden Haare, welches in natürlichen Locken das sanfte Gesichtchen mit den großen dunkelblauen Augen umwallte, fügte sich ohne ein Wort der Klage in das Gebot der Notwendigkeit und arbeitete ums tägliche Brot von früh bis spät, ja ganze Nächte hindurch. — Dessen ungeachtet blühte sie wie ein Köslein im Mai, denn Gertrud war glücklich — doppelt glücklich durch das Bewußtsein ihrer redlichen Pflichterfüllung und durch ihre Liebe zu dem Kinde ihrer Schwester und seinem Vater, dessen liebende und geliebte Braut sie seit kurzem geworden war.

Nur Matthias fügte sich nicht so gleichmütig in den Wechsel der Glücksverhältnisse der Familie; neid- und zorn-erfüllt sah er nach und nach das ganze Vermögen — auch sein einst zu hoffendes Erbe — „einem Hirngespinnste“ geopfert und als endlich das freundliche Haus in der Münsterstraße verlassen und dafür die Dachwohnung bezogen werden mußte, da war er wütend vor die Beschützerin seiner Jugend hingetreten, hatte sie mit bitteren Vorwürfen überschüttet und sich losgesagt von der „thörichten Alten, die nun allein verhungern könne,“ und war aus dem Hause geschritten, um seinen eigenen Weg zu gehen. Doch arbeitssüchtig, wie er war, geriet er in schlechte Gesellschaft, ward ein leichtsinniger, liederlicher, dem Trunke ergebener Mensch, der zuletzt, nachdem keine Ermahnung hatte fruchten wollen, von seinem Brodherrn, einem Freunde und Zunftgenossen seines Vaters, aus dem Hause gejagt wurde. — Da war er wieder heimgekehrt zu Frau Margaret, die den Verirrten ohne ein Wort des Vorwurfs wieder aufnahm.

„Ich hoffe, du hast dir die Hörner jetzt abgestoßen,“ war alles, was sie sprach, indem sie ihm die Hand zur Versöhnung bot.

Aber Matthias war nicht mit versöhnlichen Gefühlen heimgekehrt; er arbeitete zwar bei einem neuen Meister, setzte aber seinen leichtsinnigen Lebenswandel fort und was er des Tags verdiente, verthat er des Nachts bei Trunt und Spiel im Kreise leichtsinniger Gefährten. Keine Er-

mahnung, keine Bitte der Seinigen brachte ihn von diesem wüsten Leben ab und als es die Großmutter endlich mit der Strenge versuchte, da lachte er nur höhnisch auf und rief: „Was ich bin, habt Ihr verschuldet — bin ich ein Lump, so will ichs gleich recht sein!“ Und als sie ihm mit Verstoßen drohte, da schüttelte er drohend die Faust gegen die ehrwürdige Frau und schrie: „Ja, treibt mich nur wieder fort — ob ich früher oder später ins Rasselhaus komme, das läuft auf eines hinaus — aber Ihr sollt's auf dem Gewissen haben!“

Das hatte der wackern Charakterfesten Frau doch einen Stich ins Herz gegeben; sie vermochte nicht ihre Drohung auszuführen.

Das war der Stand der Dinge zur Zeit, da wir in das Dachstübchen eintraten und Großmutter und Enkelin bei ihrer Arbeit belauschten. Schauen wir nun, was sich weiter zutrug.

Die Wanduhr, ein Werk Isaaks, das Brautgeschenk seiner verstorbenen Marie, hatte eben mit hellem Schlag die neunte Stunde verkündet, da erhob die Alte wieder den Kopf, blickte über die Brenngläser ihrer Brille hinweg nach der Verkünderin der Stunde und sprach fast erstaunt: „Wahrhaftig! — schon neun Uhr! — wie die Zeit verstreicht; bringe das Kind zu Bette und sädle mir die Nadel noch einmal ein, Gertrud, meine alten blöden Augen wollen dazu nicht mehr ausreichen!“

„Ja, Großmütterchen,“ erwiderte Gertrud, indem sie mit flinken Fingern einen neuen starken Faden durch das Ohr zog, „aber zum letztenmale — nicht wahr?“ setzte sie mit einem neuen bittenden Blicke hinzu, wenn der vernäht ist, dann legt Ihr Euch auch zur Ruhe; ich habe meine Stickerie bald vollendet, dann bleibe ich noch ein Stündchen länger auf und mache die Hemden vollends fertig, verläßt Euch d'rauf, morgen mit dem Frühesten trage ich sie zur Verkäuferin und Geld die Hülle und Fülle soll dafür ins Haus kommen — bitte, bitte, lieb Großmütterchen!“ Freundlich lächelte Frau Margarete der Enkelin zu und drohte ihr mit dem Finger: „Du Schalk, willst mich wohl vertreiben,

weil der Jsaak jetzt bald nach Hause kommt, nichts da, mein Kind, ich will ihn auch noch ein wenig haben heute, deinen Jsaak, ihm wenigstens eine gute Nacht wünschen, dem braven fleißigen Mann und dann, meinethalben, will ich gehen!"

Errötend und strahlend vom reinsten Glücke umhalste Gertrud die treue Großmutter und drückte einen derben Kuß auf ihre Wange.

"Na, na," scherzte diese weiter, „spare deine Küsse, mir dünkt, du kannst heute noch einige los werden! Wo nur der Matthias sich herumtreiben mag," sagte sie plötzlich ernst werdend, „Gott im Himmel, wenn nur der einmal in sich ginge und anders würde!"

„Habe Geduld, Großmütterchen, auch mit ihm kann sich's noch zum Guten wenden, wenn er nur erst sehen wird, daß sein zu hoffendes Erbe nicht verloren, sondern meinem Jsaak nur geliehen ist. Ist das gewaltige Werk aber vollendet, so sind wir ja leicht imstande, alles zurückzuerstatten!"

„Wir?!" scherzte Frau Margarete wieder, „du hast dich ja schon gewaltig in die Zukunft hineingelebt, daß du per „Wir“ sprichst! — Ich fürchte, du kannst noch so zehn Jährchen warten, bis du „Wir“ sagen kannst — bis dahin wird ja, denk ich, die Uhr fertig sein und dann will ich dir in Gottes Namen den Kranz aufsetzen, wenn mich unser Herrgott nicht vorher —“

Ein neuer Kuß Gertruds verschloß der lächelnden Alten den Mund, so daß sie ihren Satz nicht völlig aussprechen konnte.

„Großmütterchen, wer wird solche Gedanken haben? Ich hoffe im Gegenteile, Ihr sollt bald auf meiner Hochzeit ein Ehrentänzchen machen, denn, wie mir Jsaak sagte, reißt das Werk seiner Vollendung entgegen, vielleicht schon in einigen —“

Jetzt unterbrach auch Gertrud ihren Satz, sie lauschte der Thüre zu, denn auf der Treppe hörte man einen raschen Schritt, der sich immer mehr und mehr näherte.

„Da ist er," jubelte Gertrud und wandte sich dem

Kommen den entgegen, der mit einem herzlichen „Grüß' Euch Gott bei einander!“ die Thüre öffnete und sein entgegen eilendes liebliches Bräutchen in die Arme schloß.

Der Eingetretene, eine stattliche breitschulterige Gestalt von einigen dreißig Jahren, mit großen dunklen Augen, einer hohen, von schwarzen Haaren umfaßten Stirne, auf der einige leichte Falten den Denker erkennen ließen, während die geschwärzte schwielige Hand den Arbeiter verriet, wandte sich jetzt dem Bettchen zu, in welchem sein Kind schlummerte und betrachtete gerührt die lieblichen Züge der Kleinen, die unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Vater zeigte. Leise berührte er mit den Rippen des Lieblings Stirne, dann wandte er sich mit einem treuherzigen „Guten Abend, Mutter,“ der Alten entgegen und bot ihr freundlich die Hand.

„So, komme ich endlich auch an die Reihe?“ scherzte die Alte gutmütig lächelnd, „na, es ist natürlich, bei Euch jungem Volke kommen die Alten immer zulezt! — Na, wie steht's, Jsaak, gute Nachrichten?“

„Gute, Mütterchen, Gott sei Dank, die besten, die ich bringen kann — die Uhr ist fertig!“ —

„Fertig?!“ rief da Frau Margaret und fuhr hastig von ihrem Sitze empor.

„Fertig?!“ rief auch Gertrud unvorsichtig laut, so daß die Kleine in ihrem Bettchen erwachte und schreiend nach Mutter Gertrud verlangte.

„Fertig?!“ frugen beide noch einmal, nachdem sich das Kind wieder beruhigt hatte.

„Giz und fertig,“ wiederholte Jsaak mit strahlendem Blick, „und alles in schönster Ordnung, wie ich's berechnete. Kein Rad versagt seinen Dienst, kein Zähnchen greift falsch ein, keine Walze vermag sich schneller oder langsamer zu drehen, als ihr vorgeschrieben ist — alles, alles stimmt aufs Haar!“ —

„Gott sei gelobt, daß er mich diesen Tag noch erleben ließ!“ sprach jetzt Frau Margaret in tiefer Rührung, indem sie die gefalteten Hände und den frommen Blick zum Himmel erhob, „nun, Kinder, hat alle Noth ein Ende!“

Gertrud aber schmiegte sich felig an die breite Brust des geliebten Mannes und keines Wortes fähig weinte sie still. Da ward auch das Auge des Meisters feucht; sanft hob er Gertrudens Antlitz empor und küßte ihr die rollenden Thränen von den erglühenden Wangen.

Frau Margaret aber stand glücklich lächelnd dabei und störte nicht die stumme Sprache der beiden jubelnden Herzen.

Endlich jedoch erhaschte sie die Hände der Liebenden und rief in ihrer gemüthlichen Weise:

„Luftig, Kinder, lustig! In sechs Wochen tanzt die Großmutter auf Eurer Hochzeit den Ehrentanz!“

Zu derselben Zeit, da die eben geschilderte Szene in dem Dachstübchen stattfand, saß das einzige fehlende Glied der Familie, Mathias, in einer vor der Stadt gegen den Rhein gelegenen Schenke, die den stolzen Schild „zum deutschen Kaiser“ führte. Weil einmal Karl V, den in der Nähe dieser Kneipe ein Unfall mit dem Pferde betroffen hatte, genötigt war, kurze Zeit daselbst zu rasten, hatte der spekulative Wirt Gelegenheit ergriffen, seit dieser dem Hause widerfahrenen Ehre obigen Schild anzunehmen und zur Versinnbildlichung über der Thüre ein mächtiges, in grellen Farben gemaltes Bild des gewaltigen Fürsten anzubringen.

Aber die Zeit hatte die einst vergoldete Krone zerstört, der herrliche Kaisermantel war verblichen, Szepter und Reichsapfel aus den Händen verschwunden — so stand dieser deutsche Kaiser als eine ominöse Jammergestalt auf dem Platze, den er zieren sollte. Auch das sonstige Außere des Hauses kontrastirte sehr mit seinem pomphaften Titel. Klein und niedrig, die Fenster nur wenige Fuß über der Erde, Dach und Mauerwerk zerfallen, machte es den Eindruck, als ob es im Begriffe sei, in die Erde zu versinken. Kein Wunder war es deshalb, daß das Volk sich nicht gewöhnen konnte, den über der Thüre stehenden Repräsentanten der kaiserlichen Macht anzuerkennen und dem Hause

den Namen des Schildes beizulegen; die unheimlichen verdächtig aussehenden Gäste, die hier zuzusprechen pflegten, hatten ihm statt dessen den etwas weniger glänzenden, aber mehr passenden Namen „Schnackenloch“ gegeben, welche Bezeichnung gegen den Protest des Wirtes im Volksmunde sich erhielt.

Hier also im „Schnackenloch“, in der mit einem unbeschreiblichen Dunste gefüllten allgemeinen Wirtsstube treffen wir den Mathias und zwar in Gesellschaft eines jungen Mannes, in dem man trotz des verhüllenden Mantels von grobem Stoffe und des bäuerischen Hutes, der sein Gesicht beschattete, den Vornehmen erkannte. Der Wirt hatte sich durch die Umhüllung auch nicht täuschen lassen, mit einem einzigen Blicke hatte er, als er seiner Gewohnheit gemäß die Eintretenden musterte, unter dem Hute ein edel geformtes Gesicht von auffallender Weiße, seine Stulphandschuhe und unter dem Mantel hervorragend die Zwinge eines Degens samt den glänzenden Sporen an den schmutzen Stiefeln des Vermummten gesehen und mit dem, im Gesichte der Diebshehlerei geschärften, ihm eigenen Spürsinn richtig geschlossen, daß sein Gast nicht sei, was er schien. Er hatte den Eintretenden deshalb, ahnend, daß „der Herr Ritter“ bei seinem Geschäfte ungestört und unbeläufig zu sein wünsche, entfernt von den wenigen übrigen Gästen in einer Ecke einen Platz angewiesen und setzte ihnen sodann eine Flasche „vom Besseren“ vor, nachdem er zuvor mit dem Handballen den schmutzigen Tisch etwas gesäubert hatte.

„Nun, Junker Zettlik,“ begann Matthias, nachdem sich der Wirt entfernt hatte, „sagt mir endlich, weshalb Ihr mich hierher in diese Spelunke bestellt habt; womit kann ich Euch dienen?“

Der Angeredete schaute sich prüfend um, ob niemand den Sprechenden habe hören können und erwiderte dann mit leiser Stimme, indem er die beiden Gläser füllte: „Vor allen Dingen damit, daß du meinen Namen nicht mehr aussprichst, denn es ist mir gerade nicht darum zu thun, hier und in deiner Gesellschaft erkannt zu werden!“

„Gut!“ antwortete Matthias, indem er eines der Gläser zum Munde führte und schlau die Augen zukniff, „aber das wird's nicht allein sein, was Ihr mir sagen wolltet, nicht wahr?“

„Nein, Bursche; doch man hat mir gesagt, es fehle dir bisweilen an Geld?“

„Zum Teufel, Herr, es fehlte mir bisher nur dann, wenn ich keines hatte, das heißt immer!“

„Nun wohl — willst du ein hübsches Süm্মchen verdienen?“

„Warum nicht?! Es fragt sich nur, was Ihr dafür von mir verlangt!“

„Höre,“ sprach nun Zettlitz, indem er einige Dukaten aus seiner wohlgefüllten Börse hervorholte und vor sich auf den Tisch legte, „dies Gold soll dir gehören und noch weit mehr sollst du erhalten, wenn du mich in meinem Vorhaben unterstützen willst!“

Matthias sah mit funkelnden Augen erst auf das Gold, dann auf den Junker und antwortete hastig:

„Gerne, Junker — vorausgesetzt, daß mein Hals dabei nicht in Gefahr kommen kann!“

„Nichts weniger als dies! — du hast eine Schwester, die Näherin ist, — nicht wahr?“

Matthias spitzte die Ohren. — „Ja! — Was solls mit Gertrud?“

„Nicht so laut, Bursche, es braucht niemand durch dein Schreien auf uns aufmerksam zu werden. Ich sah deine Schwester kürzlich in einem Laden, wo sie ihrer Hände Arbeit verkaufte; das Mädchen gefiel mir — kurz, ich habe mich in sie verliebt und du sollst mir nun behilflich sein, daß sie mein Liebchen wird!“ —

Matthias runzelte die Stirne; so leichtsinnig und verkommen er auch war, er fühlte doch, in welch' hohem Grade dies schmachvolle Anerbieten ihn selbst mit entehrte. Zornröthe stieg auf in seinem sonst bleichen und abgelebten Gesichte und im Tone ungeheuchelter Entrüstung rief er, indem er mit geballter Faust auf den Tisch schlug, daß Teller und Gläser klirrten:

„Wie Herr, was denkt Ihr von mir?! — Ich soll Euch die Ehre meiner Schwester verkaufen — um ein paar lumpige Dukaten?!“

Zettlich war trotz seiner Jugend, er mochte etwa 22 Jahre zählen, ein großer Menschenkenner; er wußte, daß der Anblick von Gold auf solche, die keines haben, einen ungemein verführerischen Einfluß übt und das Verlangen, es zu besitzen, in ihnen erweckt. Er wußte ferner, daß vom Leichtsinn zur Schlechtigkeit nur ein Schritt sei und, auf diesen Erfahrungsjahz bauend, holte er schweigend seine Börse wieder hervor, nahm fünf weitere Dukaten heraus und legte langsam einen nach dem andern zu den schon auf dem Tische liegenden.

Matthias verfolgte gierigen Blickes die Bewegungen des Junkers; die Zornröthe wich allmählig von seinen Wangen, um, wie Zettlich richtig erwartet hatte, dem deutlich lesbaren Ausdrucke der Habgier Platz zu machen.

Noch immer schweigend, ein Näckeln auf den feinen zusammengekniffenen Lippen, beobachtete seinerseits der Junker das Gesicht seines Gastes und nahm mit einem Gefühl von Befriedigung die in demselben sich kundgebende Veränderung wahr. Er war des Erfolges seiner Verführungskunst jezt sicher.

Aber noch siegte der Rest von Ehrgefühl in Matthias über die Regungen der Habgier; mit dem Rücken seiner Hand schob er das blinkende Gold zurück und sagte mit einem letzten Blicke des Bedauerns auf dasselbe: „Nein, Junker, nehmt Euer Gold zurück; ich verkaufe meine Schwester nicht!“

Zettlich war, wie gesagt, ein Kenner der Schwächen menschlicher Charaktere, die wie Matthias auf niedriger Stufe der Gesittung standen. Wie er vorhin verstanden hatte, durch den Anblick neuer Goldstücke das gierige Verlangen nach ihrem Besitze in Matthias zu erwecken, so zweifelte er jezt nicht im Geringsten daran, daß er durch das Hinzulegen neuer Goldstücke seinen Zweck viel weniger leicht erreichen, als wenn er das schon Gezeigte wieder den Blicken des Versuchten entziehen würde. Mit einem Achsel-

suchen holte er deshalb seine Börse abermals hervor, doch statt neues Gold daraus hervorzuholen, wie Matthias erwartete, sah dieser zu seiner Überraschung langsam einen Dukaten nach dem andern in ihren Falten verschwinden.

„Nun gut,“ sprach dann der Junker, nachdem er die wieder gefüllte Börse in seine Tasche versenkt hatte, „ich werde auch ohne dich — vielleicht durch eines andern Hilfe — zum Ziele gelangen!“ —

Matthias starrte seufzend auf die Stelle, wo vorhin noch das viele schöne Gold gelegen war und erwiderte endlich mit fast weinerlicher Stimme: „Schlagt Euch das aus dem Sinne, Junker, — meine Schwester ist Braut!“

„Ei, was liegt denn hieran? — Deshalb könnte sie doch mein Liebchen sein!“ sagte der Junker mit zynischem Lachen.

Ohne es zu wissen, hatte er damit die rechte Saite in der Brust des Versuchten angeschlagen. Was seinem Golde noch nicht gelungen war, das erreichte die durch des Junkers Worte wenigleich noch in weiter Ferne auftauchende Aussicht auf Rache an Jsaak, den er als den Zerstörer der Wohlhabenheit der Seinigen und seines eigenen Glückes ansah und den er deshalb haßte mit aller Glut seiner leidenschaftlichen Seele. Ja, dieser Rache konnte und wollte er die Ehre seiner Schwester aufopfern.

Eine neue Röte stieg bei diesem Gedanken in des Glenden Angesicht auf; keuchend hob und senkte sich unter dem fliegenden Atem seine Brust, als er die Worte hervorstieß:

„Holt Eure Börse nochmals hervor, Junker, und zählt Euer Gold wieder auf! — Wie viele waren es doch?!“

„Zehn Dukaten,“ antwortete Zettlich, indem er die glänzenden Stücke wieder neben einander auf den Tisch legte.

„Zehn Dukaten,“ wiederholte Matthias, der jetzt entschlossen war, den schmällichen Handel einzugehen, „zehn Dukaten nur? — sollte die Ehre meiner Schwester nicht etwas mehr wert sein? — Verdoppelt die Summe und ich stehe zu Euren Diensten!“

Zettliß griff statt aller Antwort abermals in die Tasche und zog diesmal ein reich verziertes Notizbuch hervor; rasch trennte er ein Blatt heraus und schrieb mit flüchtiger Hand einige Zeilen nieder, die er dann dem überrascht Zuschauenden hinreichte.

Lesen und Schreiben wurde jedoch zu jener Zeit als ein hoher Grad von Gelehrsamkeit betrachtet, die nur in Klöstern und unter dem Adel gepflegt wurde. Der gewöhnliche Bürgermann gab sich selten mit diesen „Künsten“ ab. Kein Wunder war es deshalb, daß auch Matthias das Geschriebene nicht entziffern konnte. Er gab kopfschüttelnd dem Junker den Zettel zurück mit der Bitte, ihm das Geschriebene vorzulesen.

Zettliß willfahrte diesem Ersuchen und las mit halblauter Stimme die Worte:

„Ich verpflichte mich andurch kraft meiner Unterschrift, dem Matthias Heberlin die Summe von fünf und zwanzig Dukaten zu bezahlen an dem Tage, an welchem er ein mir gegebenes Versprechen erfüllt hat.“ — Hans von Zettliß.“ —

„Fünf und zwanzig Dukaten!“ — rief jetzt Matthias erstaunt — „wahrlich, Ihr müßt arg verliebt sein und Dukaten wie Heu haben, daß Ihr so hitzig ins Zeug gehen wollt! — Wenn beides aber der Fall ist, so sage ich Euch wie vorhin — verdoppelt die Summe und der Handel sei abgeschlossen!“

Der Junker biß sich auf die Lippen und meinte, die bezeichnete Summe wäre groß genug; aber Matthias schob ihm das Papier wieder hin und sprach:

„Schreibt fünfzig Dukaten, Junker, und ich schwöre Euch, — ehe vier Wochen abgelaufen sind, soll Gertrud die Cure sein!“ —

Jetzt errötete Zettliß vor Freude und Lust, das Ziel seiner Wünsche schon in so nahe Aussicht gestellt zu sehen. Rasch ergriff er das Papier, änderte die Zahl und reichte es an Matthias zurück. — Dieser nahm es in Empfang und frag, nachdem er es prüfend beschaute hatte:

„Lautet es jetzt wirklich auf 50 Dukaten?“

„Ja!“

„Und wo steht Eure Unterschrift?“

„Hier unten!“ —

Matthias betrachtete die Stelle genau und sagte dann:
„Und welche Versicherung gebt Ihr mir, daß Ihr
dies Versprechen halten werdet?“

„Mein Ehrenwort!“

Matthias faltete das Papier zusammen, das ihm sol-
chen Reichtum versprach, ergriff die zehn auf dem Tische
liegenden Dukaten und steckte sie samt dem Dokumente
seiner Schlechtigkeit in die Tasche mit den Worten:

„Gut! — der Handel ist abgemacht — ich vertraue
Eurem Worte!“

„Doch welche Garantie kannst du mir bieten, daß du
dein Versprechen halten wirst?“ — frug nun Zettliß, in-
dem er das Glas seines Gefährten neuerdings füllte.

„Mein Ehrenwort!“ — antwortete Matthias, den
Junker parodierend — „na, es ist so viel wert, wie das
Eure“ — setzte er hinzu, als er den Junker verächtlich
lächeln sah — „und Ihr müßt Euch damit begnügen, wie
ich mich mit dem Eurigen begnügen mußte!“ — Das
Wort eines Schurken also — denn der bin ich jedenfalls
in Euren Augen — gegen das des Edelmannes!“

„Schon gut“ — sprach Zettliß, wieder seinen Geßel
nieder kämpfend — „ich traue dir, im übrigen verlasse ich
mich auf deine Klugheit!“

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein; laßt mir nur einige
Tage Zeit — dann sollt Ihr von mir hören!“ —

„Gut denn — in einigen Tagen“ — sprach Zettliß
sich erhebend. Fester drückte er den Hut in die Stirne,
hüllte sich in den verummenden Mantel und schritt hin-
weg, nachdem er noch dem sich tief verbeugenden Wirte
ein Thalerstück zugeworfen, ohne die kleine Münze, die er
heraus zu erhalten hatte, in Empfang zu nehmen.

Matthias aber winkte, sobald Zettliß die Stube ver-
lassen hatte, dem Wirte, der mit weit weniger Ehrerbie-
tung, die Hände in die Taschen seiner weiten Pluderhosen
gesteckt, langsam herbeikam.

„Wirt, könnt Ihr lesen?“

„So viel man ins Haus braucht — ja!“

„Wollt Ihr eine Viertels-Krone verdienen?“

„Mit Lesen?“

„Ja — mit Lesen dieses Zettels!“

„Gebt mir erst das Geld!“

Matthias holte aus seiner Tasche das verlangte Geldstück hervor und reichte es dem gelehrten Wirte nebst dem Zettel des Junkers hin. — Dieser buchstabierte erst für sich den Inhalt zusammen und las dann ziemlich fließend:

„Ich verpflichte mich andurch kraft meiner Unterschrift, dem Matthias Heberlin die Summe von fünfzig Dukaten zu bezahlen an dem Tage, an welchem er ein mir gegebenes Versprechen erfüllt hat. Hans von Zettlich.“

Matthias nickte befriedigt mit dem Kopfe. — Der Schurke hatte dem Edelmann nicht unbedingt vertraut, sich vielmehr Vorzichtshalber von der Richtigkeit des Inhalts seines Zettels überzeugen wollen.

„Fünfzig Dukaten!“ jagte der Wirt, den Zettel zurückgebend, indem seine Gestalt unwillkürlich eine bedeutend ehrerbietigere Haltung annahm, „alle Teufel, Herr, ein hübsches Stückchen. Wenn Ihr vielleicht einen Helfer braucht, Euer Versprechen zu halten, — Ihr könnt keinen bessern finden als mich, versteht sich, wenn Ihr mir einige Eurer Goldstücke ablassen woltet!“

„Das könnte geschehen,“ erwiderte Matthias, „wenn Ihr in Eurer Knallhütte ein Zimmer habt, das einen Gast beherbergen könnte, der einige Wochen lang nicht gesehen sein will!“

Der ehrsame Herbergsvater lächelte verschmüht. „Und das deshalb nur ein auf den Hof gehendes vergittertes Fenster haben soll — ist's nicht so?“ —

Matthias blickte überrascht in des Wirtes pfliffiges Gesicht: „Dies könnte nicht schaden,“ meinte er dann.

„Mit gut schließenden Läden,“ fuhr der Wirt fast flüsternd fort, „so daß man keinen Silberruf auf der Straße hören kann —?“

Matthias nickte.

„Gut — ich habe ein solches!“

„Dann wollen wir feinerzeit Weiteres darüber reden —“

„Und über die Dukaten,“ sprach der würdige Wirt, seinen Gast zur Thüre begleitend, indem er ihn vertraulich bei der Hand faßte.

„Ja — auch über diese!“ —

Die Thüre schloß sich hinter Matthias, der, den Sündenlohn in der Tasche, sich eiligst entfernte mit dem festen Vorsatze, zur rechten Zeit wiederzukehren, um sich zu überzeugen, ob das von dem Wirte angebotene Vokal für die Ausführung seines schmählischen Vorhabens tauglich erscheine und zugleich ein Plänchen mit dem ehrenwerten Gasthalter zum „deutschen Kaiser“ zu besprechen. —

Einige Tage waren verstrichen, seit Izaak Sabrecht den Seinigen die glückliche Vollendung seiner jahrelangen Arbeit angekündet, — seit Matthias sich verpflichtet hatte, die Ehre seiner Schwester, das Glück seiner ganzen Familie zu vernichten.

Izaak hatte diese Zeit nicht ungenützt vorüber gehen lassen. Stolz und selbstbewußt war er vor den Magistrat getreten, hatte ihm die Pläne seines riesigen Werkes vorgelegt und es der Stadt zum Kaufe angeboten als Zierde des Münsters, der bisher einer Uhr entbehrt hatte.

Der Ammeister, sowie die übrigen Glieder des Stadtrates schüttelten zwar anfangs bedenklich die Köpfe zu Izaaks Antrag und Einer meinte bei der deshalb angeordneten Beratung, eine Uhr passe gar nicht zu dem im reinsten deutschen Style aufgeführten Bau; ein Anderer hatte das fromme Bedenken, daß durch die Aufstellung einer Uhr mit einem krähenden Hahne und vielen sich bewegenden Figuren im Innern des Gotteshauses leicht die Kirchenbesucher in ihrer Andacht gestört oder veranlaßt werden könnten, aufmerkamer auf den Gang des Werkes, als auf die schönste Predigt des Herrn Präbendars zu sein. Wieder Andere endlich zweifelten an der Möglichkeit

der richtigen Berechnungen — kurz, die Väter der Stadt waren anfangs nicht recht geneigt, die Aufstellung im Innern ihres Münsters zu gestatten, obschon die Neugierde sie gewaltig plagte und sie gar gerne das angekündigte Weltwunder geschaut und den krähenden Hahn gehört hätten. Einige rückten auch mit dem Vorschlage heraus, die Uhr in einer andern Kirche aufzustellen, — aber Jsaak weigerte sich bestimmt und erklärte, die Uhr würde ihren Platz nur im Münster oder aber an keinem Orte Straßburgs finden. Da überwog endlich die Befürchtung, das Kunstwerk könne gar in eine andere Stadt gelangen, die Bedenken des Magistrats. Man beschloß, dem Jsaak Habrecht die Genehmigung zu erteilen, in dem südlichen Arme des Kreuzschiffes an der Stelle eines ohnehin zerfallenden Altars seine Uhr aufzustellen; — über den zu zahlenden Preis würde sich der Magistrat jedoch erst dann mit dem Verfertiger verständigen, wenn hinlänglich erwiesen wäre, daß das Räderwerk seine Funktionen in jeder Weise richtig versee. — Die Aufstellung selbst solle in vier Wochen beendet sein.

Freudig war Jsaak hierauf eingegangen, wußte er doch, daß seine Berechnungen alle ohne Ausnahme richtig und die Ausführungen wohl gelungen waren. Stand aber die Uhr nur erst an ihrem Platze, so war er überzeugt, daß der Magistrat zur Zahlung jeden Preises erbötig sein würde.

Frißch hatte er sich deshalb aus Werk gemacht; mit zwei Gesellen, die ihm die Räder und Walzen, sowie die sonstigen Teile der Uhr, in große Kisten verpackt, herbeibringen, arbeitete der Meister vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahle hinter dem Bretterverschlage, welcher den ihm zur Aufstellung bezeichneten Platz umgab. Niemand — die Großmutter und Gertrud ausgenommen — hatte Zutritt zu dieser improvisierten Werkstätte; sogar die Glieder des Groß-Rates und selbst der Ammeister mußten sich begnügen, wie alle Welt durch einige Ritzen ins Innere zu blicken, um das Treiben des geschäftigen Meisters und das stete Fortschreiten des sich erhebenden Baues mit

seinen Figuren und Himmelszeichen zu belauschen. Ständig war deshalb von Jung und Alt der Bretterverschlag umlagert; Einer sagte es dem Andern, was er Seltsames und Wunderbares gesehen habe und als gar einmal behauptet wurde, man sehe schon den krähenden Gockelhahn — da gab es ein förmliches Drängen um die Ritzen der schützenden Wand, bis sich jeder selbst überzeugt hatte, daß der Riesenhahn wirklich friedlich in einer Ecke stehe.

Die Ungeduld und Neugierde der guten Straßburger war aufs Höchste gesteigert und — noch sollte man sich drei Wochen gedulden, bis das Wunderwerk vollendet, in Gang gebracht und dem Magistrate und aller Welt sichtbar sein würde. Noch drei volle Wochen, — denn erst seit acht Tagen arbeitete Meister Sabrecht hinter seinem Verschlage — ein und zwanzig vollständige Tage noch — es war entsetzlich!

Niemand aber in ganz Straßburg konnte der gänzlichen Vollendung von Isaaks Werk mit mehr Ungeduld entgegen sehen, als Frau Margaret. — Wohl sechsmal des Tages machte sie den Weg zum Münster, um sich sehen zu lassen als die Großmutter des großen Künstlers und vor aller Augen hinter den unzugänglichen Verschlag zu treten und sich dort zu überzeugen, daß das Werk zwar langsam aber stetig der Vollendung entgegen gehe. — Glückselig war sie in solchen Augenblicken, wenn sie dem auf der Leiter stehenden Meister einmal den Hammer, eine Zange oder gar eines der vielen kunstreichen Zahnräder reichen durfte. — Mit Selbstbewußtsein erzählte sie dann nach ihrer Heimkehr der stillen lächelnden Gertrud, was sie heute alles habe schaffen und helfen dürfen, griff dann wieder emsig zu Nadel und Faden, um für Gertruds nun bevorstehende Hochzeit das Brautkleid zu fertigen. Sie ließ es sich nicht nehmen, ganz allein ohne andere Hilfe daran zu arbeiten, denn „liebes Kind,“ hatte sie zu Gertrud gesagt, die sie im Arbeiten unterstützen wollte, „dieses Kleid, in dem du Isaaks Weib werden sollst, muß unter Gebeten für dein Glück begonnen und vollendet werden;

— dies kann niemand so aufrichtig thun, wie deine Großmutter.“ —

Doch während so alle Anzeichen vorhanden waren, die unserer Familie für die Zukunft ein dauerndes Glück versprechen konnten, nagte bereits der Wurm an der Wurzel desselben. — Matthias hatte die inzwischen verstrichene Frist gleichfalls nicht unbenützt zur Ausführung seines schändlichen Planes vorübergehen lassen. Mit schlauer Berechnung spielte er einige Tage lang den reinigen Sohn und that dergleichen, als ob er ein neues geordnetes Leben beginnen wolle. Mit Freudenthränen sah ihn Frau Margarete früh morgens — wie er sagte — in die Werkstätte seines Meisters gehen und am Abende wiederkehren, nicht um wie seither bis in die sinkende Nacht bei Spiel und Wein im Kreise liederlicher Genossen in Wirtshäusern zu liegen, sondern um im traulichen Kreise der Seinigen zu verbleiben. Nach einigen weiteren Tagen, als Matthias hatte bemerken können, daß nicht nur die Großmutter und Gertrud, sondern auch der ernste und vorsichtige Jsaak der so plötzlich stattgehabten Besserung des auf schlimmen Verirrungen Gewesenen anfangen zu vertrauen, begann er von einem neuen Freunde zu sprechen, einem Mitgesellen, dem er den größten Anteil seiner Sinnesänderung zuschrieb, da er auf sein Anraten und durch sein Beispiel veranlaßt, den Kreis der seitherigen wüsten Gesellschaft gemieden habe und hiedurch ein anderer Mensch geworden sei.

War es deshalb zu verwundern, daß Frau Margarete erst im Stillen den neuen Freund ihres Entfels segnete und endlich gegen Matthias den Wunsch aussprach, den wackern jungen Mann kennen zu lernen, der ihnen den schon verloren geglaubten wiedergegeben hatte?

Matthias triumphierte; er rückte seinem Ziele, — Rache nehmend an Jsaak den Judaslohn zu verdienen — näher und näher. Eiligst suchte er des andern morgens den Junker Zettlitz auf, unterrichtete ihn vom Stande der Dinge und ersuchte ihn, die Rolle dieses neuen Freundes zu übernehmen und abends in schlichter Gesellenkleidung mit ihm zu kommen zu der Großmutter und Gertrud, die

den wackern Martin Ringler, den Erretter des Enkels und Bruders, kennen lernen wollten. Freudig sagte der Junker zu und schritt in der Abenddämmerung, die ihn vor möglichem Erkenntwerden auf der Straße sicherte, in der groben Tracht eines Arbeiters an Matthias Seite nach der Vorstadt zu Frau Margaretens Wohnung. Herzlich empfangen die biedere Alte und Gertrud den Verkappten; auch Isaat, der später von der Arbeit heimkehrend sich einstellte, schüttelte dem neuen Hausfreunde kräftig die Hand, obwohl er, sich über ihre blendende Weiße, sowie die Weichheit ihrer Formen verwundernd, scherzend äußerte, man sollte den Gesellen, seinen Händen nach zu beurteilen, eher für einen vornehmen Herrn, als für einen Mann der Arbeit halten. Doch der Junker, ein Meister in der Berstellungskunst, erwiderte ihm lachend, er sei auch lange ein vornehmer Herr gewesen, da er, am bösen Fieber schwer erkrankt, sich drei Monate lang aller Arbeit habe enthalten müssen. Daher rühre der jetzige Zustand seiner Hände — er wolle aber mit Gottes Hilfe schon wieder dafür sorgen, daß sie schwarz und schwielig würden. —

Diese Erklärung war so natürlich, daß die beiden Frauen das aufrichtigste Mitleid mit dem gewesenen Kranken fühlten und Isaaks augenblickliche Bedenken völlig gehoben wurden.

Des Pseudo-Gesellen Benehmen bei diesem ersten Besuche war ein so gefittetes und namentlich der alten Frau gegenüber so zuvorkommendes und artiges, daß diese ganz entzückt war von dem braven ehrlichen Martin und ihn beim Scheiden treuherzig aufforderte, sie recht bald wieder zu besuchen. Sie hoffte, daß durch das Hereinziehen Martins in ihren häuslichen Kreis der gute Einfluß desselben auf ihren Enkel am besten auch fernerhin seine wohlthätige Wirkung äußern könne.

Dahin aber hatte es Zettlik — nach Matthias Plane — bringen wollen; er hütete sich jedoch wohlweislich, einen auffälligen Gebrauch von dieser Aufforderung zu machen, sondern beschränkte sich darauf, wöchentlich etwa zweimal nach Sonnenuntergang in Begleitung seines angeblichen

Freundes sich einzustellen und bis zum Abendbrote zu verbleiben. Die freundlich angebotene Beteiligung an der schlichten Mahlzeit lehnte er jedoch in ebenso freundlicher Weise stets dankend ab, da er — wie er vorgab — seiner kaum überstandenen Krankheit wegen vor Schlafengehen nichts zu sich nehmen dürfe. In Wahrheit jedoch wollte er seinen verwöhnten Gaumen nicht durch den Genuß von weißem Käse oder einer ähnlichen plebeischen Speise beleidigen. Frau Margaret aber und Gertrud glaubten der Versicherung des stets so ehrlichen und wahrheitsliebenden Gesellen und vertrösteten sich und ihn auf die Zeit, da seine Gesundheit wieder völlig gekräftigt sein und ihm den Genuß der freilich etwas rauhen Kost gestatten werde.

So war es Zettlich binnen kurzer Zeit gelungen, sich vollständig in das Vertrauen von Großmutter und Enkelin einzuschleichen; nur kurze Zeit noch gedachte er zuzuwarten, dann wollte er zur Ausführung des eigentlichen Planes schreiten — eines verbrecherischen Planes, der das Glück so guter redlicher Menschen für immer vernichten sollte.

Endlich waren die von dem Großrate bewilligten vier Wochen verstrichen; alles strömte schon früh Morgens vor die verschlossenen Pforten des Münsters, um — wenn diese endlich zum Zwecke der Übergabe der Uhr an Rat und Stadt geöffnet würden — sicher einen Platz im Innern in der Nähe des Wunderwerkes zu erhalten.

Jaak hatte diese Zeit auf zwölf Uhr bestimmt, da zu dieser Stunde die Mechanik des Werkes die meisten Funktionen zu verrichten hatte. Ruhig wenngleich in ernster Stimmung schritt er am Morgen dieses Tages, der so bedeutungsvoll für ihn werden sollte, zu dem nun in voller Thätigkeit stehenden Werke seiner langjährigen Phantasien, das nun frei von der umgebenden Bretterwand binnen wenigen Stunden aufhören sollte, sein ausschließliches Eigentum zu sein. Mit einer gewissen Zärtlichkeit prüfte er nochmals das sichere Eingreifen aller Räder und Walzen und lauschte dem gleichmäßigen „Tack-Tack“ des durch die

riesigen Gewichte in Bewegung gehaltenen Perpendikels, der bei einer Länge von zehn Ellen ruhig und sicher seine mächtigen Schwingungen vollführte. Dann, nachdem er sich ebenso von dem richtigen Gange und Stande der Himmelskörper unseres gesamten Planetensystems überzeugt und den Mechanismus sämtlicher sich bewegender Figuren geprüft hatte, schritt er zum Hauptaltare und schickte in stummer Andacht ein inbrünstiges Gebet zum Himmel empor als beredten Ausdruck seines Dankes für das endliche vollständige Gelingen dessen, was er durch jahrelange Mühe und Arbeit erstrebt hatte.

Jetzt zeigte die Uhr halb zwölf. Es war dies die Zeit, zu welcher die Spitzen der Behörden, der Adel und die Honoratioren der Stadt ihre Ankunft angezeigt hatten. An der für ihren Eintritt bestimmten Pforte empfing Jsaak den langen Zug derselben. Voran schritt der Bischof Johann von Manderscheid, umgeben von den Professoren der von Kaiser Maximilian II. 1556 neu gegründeten Hochschule, unter ihnen die der Geschichte angehörnden berühmten Theologen Erasmus Marbach und Johann Pappus, die Professoren der Rechtswissenschaft Georg Obrecht und Philipp Glaser, der geistreiche Schriftsteller, der ausgezeichnete Arzt Melchior Sebik, der beredte Johann Sturm, der gewaltige Mathematiker Conrad Dashypodius, der Lehrer Jsaaks, nebst vielen andern hochberühmten Männern. Dann folgte der Adel; darunter die Herren von Andlaw, von Rageneck, von Böcklin, von Zettlik, Zorn von Bulach und viele andere mehr stolze — als berühmte Herren. Dann kam der hohe Magistrat, der Ammeister und der Großrat. — Zu beiden Seiten des Ammeisters aber schritten die festlich gepuzte Frau Margareth und die vor Freude, Glück und Verlegenheit errötende Gertrud.

Bescheiden, doch mit männlicher selbstbewußter Würde, empfang Jsaak die hohe Versammlung und geleitete sie zu den hergerichteten Ehrensitzen; dann öffnete er mit Erlaubnis des Bischofs das Haupt-Portal und herein strömten die Massen der ungeduldbigen Menge und füllten alsbald den Raum des Schiffes — alle lautlos und stumm,

teils aus Respekt vor den anwesenden hohen Herrschaften, theils aus starrem Erstaunen bei dem Anblicke der Riesenuhr, die sich bis unter das Deckengewölbe vor ihnen erhob.

Isaak bestieg nun alsbald frohen Mutes eine seitwärts angebrachte kleine Galerie und erklärte mit kurzen Worten den ganzen gewaltigen Bau mit allen seinen Einrichtungen. Er zeigte zuerst unten anfangend den auf einem besonderen Postamente stehenden Globus, der den Lauf der Gestirne zu jeder Tageszeit angab, nebst dem hinter demselben befindlichen ewigen Kalender, wo eine Statue des Apollo mit einem Pfeile das jedesmalige Datum bezeichnete. Dann zeigte er die über dem Zifferblatte auf einem gestirnten Himmel befindlichen Mondphasen, die Sonnen- und Mondgleichung nebst einem Mechanismus, der die kirchliche Zeitrechnung angab. Endlich erklärte er die Berrichtungen der einzelnen Figuren, wie sie nun sogleich mit dem Glockenschlage zwölf nacheinander in Thätigkeit treten sollten.

Jetzt hob die Uhr zum Schläge aus.

Auf einer Galerie über dem Zifferblatte drehte zuerst der Genius der Zeit eine Sanduhr um, die er in der Hand hielt; zugleich schlug ein neben ihm stehender Engel die vier Viertel der Stunde an einer Glocke an. Dann kamen über dem Engel als Repräsentanten der vier Menschenalter ein Knabe, ein Jüngling, ein Mann und ein Greis aus einer Nische hervorgeschritten und neigten sich vor einem in der Mitte stehenden Totengerippe, welches mit dem fleischlosen Arme die zwölfte Stunde an einer anderen größeren Glocke ausschlug, gleichsam, um allegorisch anzuzeigen, daß dem Rufe des Todes alles, was da lebt — Jung und Alt Folge leisten müsse.

Mit dem letzten Glockenschlage erhob sich über einer zweiten Galerie von seinem erhöht stehenden Sitze die herrliche Gestalt des Weltheilandes und breitete segnend seine Hände aus über die Menschheit, der er Vergebung und Erlösung vom Sündenfalle gebracht hatte. Zugleich schritten langsam die zwölf Apostel aus einer geöffneten Pforte hervor; Jeder beugte Haupt und Knie vor dem

segnenden Herrn und Meister und schritt langsam, wie er gekommen, wieder hinweg. Mit der Beugung des ehrwürdigen Apostelfürsten Petrus aber breitete der auf der höchsten Spitze des ganzen Baues stehende riesige Hahn die Flügel aus, reckte den Hals, öffnete den Schnabel und durch das ganze Münster kündete sein lange gezogener täuschend nachgeahmter Schrei, daß unter allen Menschen, selbst denjenigen nicht ausgenommen, den der Herr „den Felsen“ genannt hatte, Keiner ohne Mängel, Keiner — unfehlbar sei.

Mit tiefem, andächtigen Schweigen waren alle Anwesenden dem ergreifenden Schauspiel gefolgt — jetzt aber, nachdem der Mechanismus alle seine Funktionen richtig verfehen hatte, brach trotz der Heiligkeit des Ortes ein wahrer Sturm des Beifalls los und alles — hoch wie niedrig — beeilte sich, den glücklichen Meister mit Beweisen von teilnehmender Bewunderung zu überschütten.

Die Gelehrten aber holten erst bedächtig ihre astronomischen Karten hervor und prüften genau den Stand der Gestirne, wie er sich auf die Mittagsstunde dieses Tages zu ergeben hatte, und als sich derselbe als durchaus genau und richtig erwies, konnten auch sie dem Meister ihre Bewunderung nicht verjagen, um so mehr, da Jsaak nach ihren Begriffen kein Gelehrter, sondern nur ein Laie war.

Tief gerührt empfing Jsaak alle die Glückwünsche der hohen Herrschaften, seiner Freunde und Mutter Margareten's, der die hellen Thränen über die Wangen herabließen, als sie ihn in ihrer ungestümen Weise beim Schopfe faßte und einen derben Kuß auf seinen Mund drückte. Triumphierend rief sie dann nach allen Seiten ihren Bekannten zu: „Nicht wahr — ich sagte es ja immer, der Jsaak weiß, was er will!“

Gertrud aber reichte dem Manne ihrer Liebe die Hand und sah ihm stumm in das treue Auge — Worte hatte sie keine.

Jetzt, nachdem sich die glückwünschende Menge etwas verlaufen hatte, nahte sich mit wichtiger Miene und ge-

messenem Schritte des Rates Büttel, kündete Jsaak mit Ausrufertimme dessen Gruß an und lud ihn ein, um 4 Uhr des Nachmittags im Sitzungsjaale der Einundzwanzig*) zu erscheinen, behufs der Feststellung der für das Wert zu zahlenden Summe. Nachdem er die bereitwillige Zusage erhalten hatte, schritt er gravitatisch und ebenso gemessen wieder hinweg und folgte in ehrbarer Entfernung den Mitgliedern des „hochwohlweisen Rates“, die soeben durch die „Magistrats-Pforte“ das Münster verließen.

Unter donnernden Hochrufen der begeisterten Menge verließ auch Jsaak mit den Seinigen die Stätte seines Triumphes und schritt mit ihnen der bescheidenen Vorstadt-Wohnung zu, doch um sie — wie er hoffte — heute zum letztenmale zu betreten. Leider sollten seine Hoffnungen sich nicht erfüllen, denn er hatte ohne Matthias gerechnet.

Dieser hatte in seinem verblendeten Haffe den Tag des höchsten Triumphes seines Schwagers zugleich zur Ausführung seiner Rache bestimmt. Eine dringende unaufschiebbare Arbeit vorschüßend, beteiligte er sich nicht an dem Gange zum Münster: er benützte vielmehr die Zeit des Morgens, um erst mit Zettlik die Ausführung seines Planes nochmals zu verabreden und dann in das „Schneckloch zu eilen und dort alles Notwendige mit dem Wirte zu besprechen und die Monatsmiete für das verborgene Zimmer im Auftrage des Junkers mit zehn Dukaten vor auszubezahlen. Zu dem um 1 Uhr bestellten festlichen Mittagsmahle kam er dann endlich heim und war bei ausgelassener Lustigkeit von einer wohlberechneten Herzlichkeit gegen Jsaak und Gertrud, um einen etwa statthabenden Groll über seine Nichtbeteiligung an dem heutigen wichtigen Familien-Ereignisse wieder vollständig zu zerstreuen. Bald jedoch entfernte er sich wieder, weil er die nun fertige Arbeit zu dem Käufer, einem vornehmen Fremden, verbringen müsse. Er wolle dies, setzte er hinzu, als Ver-

*) Der Grohrat war zusammengesetzt aus 21 auf Lebenszeit gewählten Mitgliedern, die den Namen „Einundzwanziger“ führten.

fertiger selbst thun, denn sicher fiel ihm da ein reiches Trinkgeld ab.

Bald nahte auch die Zeit, da Jaak das Haus verlassen mußte, um endlich den Lohn seiner Mühen zu ernten. Er sagte deshalb der Mutter wie Gertrud Lebewohl und machte sich auf den Weg, um sich den gestrengen Herren des Rates rechtzeitig zur Verfügung zu stellen.

„Sei nur nicht, wie gewöhnlich, zu bescheiden, Jaak!“ rief ihm noch Frau Margarete nach, „Alles, was du verlangen kannst, ist noch zu wenig für dieses Prachtwerk!“

Lächelnd schritt der Meister über seine Schwelle; er war über seine Forderungen längst mit sich im Reinen. Fünftausend Dukaten — eine für jene Zeit schon sehr beträchtliche Summe — war der immerhin mäßige Preis, den er dem Rate stellen wollte.

Als die beiden Frauen allein waren, trug Gertrud alsbald die Reste des Mahles ab, denn der Tisch sollte jezt, da man im Hause der Frau Margarete den Müßiggang nicht kannte, statt der Schüsseln und Flaschen Gertruds Arbeit tragen. Auch die Großmutter holte sich alsbald das Brautkleid der Enkelin herbei; es war die höchste Zeit, es zu vollenden, denn heute über acht Tage sollte ja die Hochzeit sein. Mariechen aber durfte hinunter auf die Straße gehen, um dort gemeinschaftlich mit einigen Nachbarkindern zu spielen.

Ein Stündchen etwa mochten die Frauen gearbeitet haben, da plötzlich polterten hastige Schritte die Treppe herauf und herein trat atemlos und erhitzt der als Martin Ringler verkleidete Junker Zettlik.

„Um Gott, Martin, was ist Euch? Was bringt Ihr Gutes?“ frug erschrocken Frau Margarete, indem sie die Brille auf der Nase zurecht setzend das verstörte Aussehen des Eingetretenen erblickte.

„Leider nichts Gutes, Frau Margarete,“ erwiderte Zettlik mit düsterem Tone, „wollte Gott, ich könnte Euch bessere Kunde bringen. Matthias liegt draußen vor dem Stadthore schwer verwundet; Spitzbuben, seine ehemaligen

Zechbrüder, haben ihn überfallen, niedergeschlagen und rein ausgeplündert. Doch ich erkannte die Schurken — sie sollen ihrer Strafe nicht entgehen!"

"Heiliger, gerechter Gott!" riefen jetzt wie in einem Atem die beiden Frauen, „o führt uns doch hin zu ihm, um ihm zu helfen!"

"Deshalb bin ich gekommen; Matthias braucht Hilfe und zwar schleunige Hilfe — nehmt etwas Del und Leinwand, Jungfer Gertrud — Frau Margaret, es ist ziemlich weit, Ihr könnt nicht so rasch gehen, als es nötig ist; bereitet deshalb alles für die Ankunft des Verwundeten vor, in einer Stunde längstens werden wir hier sein — sorget dann, daß ein Arzt zur Stelle ist!"

"Ja, guter Martin, Ihr habt Recht! Herr des Himmels, mein armer Matthias," schluchzte die Alte, „eile dich, Gertrud, sonst verblutet ja dein Bruder auf der Landstraße!"

Das bestürzte Mädchen raffte eilends das Nötigste zum Verbande des Verwundeten zusammen, schlang sich ein warmes Tuch, ein Geschenk ihres Verlobten, um die Schultern und verließ an der Seite ihres drängenden Begleiters die Wohnung. Im ersten Schrecken hatten beide Frauen vergessen, sich zu erkundigen, wo denn der Verletzte sich befände; jetzt erst vor das Haus gekommen, that sie wie mechanisch diese Frage.

Zettlich war hierauf vorbereitet. Gerne hätte er zwar größerer Sicherheit wegen eine entgegengesetzte Richtung angegeben, allein sicher hätte das Mädchen Verdacht geschöpft, wäre er dem bezeichneten Wege nicht gefolgt; zudem war sie jetzt, da sie ihm zu folgen entschlossen war, schon völlig in seiner Gewalt. Er erwiderte deshalb, Matthias liege vor dem Metzgerthore in einer einsam stehenden Schenke, deren Schild er jedoch nicht kenne.

"Mutter Gertrud, nimm mich mit dir!" rief jetzt plötzlich das Stimmchen der kleinen Marie, die vor dem Hause spielend die vorüber eilende Pflegemutter erblickt hatte.

Gertrud hielt an, nahm das Kind auf die Arme und

sprach, es lieblosend: „Mariechen, du kannst nicht mitkommen, es ist zu weit!“

„Wo gehst du denn hin?“ frug die kleine Neugierige.

„Vor das Metzgerthor in eine einsame Schenke — den Oheim Matthias holen — er ist krank!“

Zettlig biß sich auf die Lippen; wie froh war er jetzt, daß er in seiner Unvorsichtigkeit den Namen des Schilbes wenigstens verschwiegen hatte. Er drängte wiederholt zur Eile, da es ja schon zu dämmern beginne und der Verwundete sehnlichst Hilfe erwartete. Gertrud setzte das Kind wieder zur Erde nieder und empfahl ihm, zur Großmutter zu gehen, weil es bald dunkel werde und sonst der Nachtrabe komme, der die kleinen Kinder auf der Straße zusammenfange; — dann folgte sie dem immer unruhiger Drängenden. Beide langten nach kurzer Frist an Ort und Stelle an.

Der Wirt stand unter der Thüre und wies stumm die Ankommenden die Treppe hinauf. Zettlig schritt voraus einen finstern Gang entlang und öffnete endlich eine Thüre. Mit einem ihr unerklärlichen Schauer schritt Gertrud über die Schwelle; das Gemach war hell erleuchtet, doch zu ihrer Überraschung — leer. Noch mehr aber wuchs ihr Erstaunen, als sie wahrnahm, wie ihr Begleiter alsbald die Thüre verschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte.

„Am des-Himmels willen, Martin, was beginnt Ihr?“ rief die Unglückliche, die plötzlich eine entsetzliche Angst überfiel, „was habt Ihr mit mir vor?“ schrie sie und rüttelte wie wahnsinnig an der verschlossenen Thüre.

„Gertrud,“ begann der Junker jetzt mit ruhiger Stimme, indem er die Widerstrebende an der Hand zu fassen suchte, „Gertrud, verzeiht mir die List, die mir die heißeste Liebe eingab, um Euch hieher — in meine Gewalt zu bekommen!“

Entsetzt taumelte Gertrud einige Schritte zurück und starrte den Sprechenden an, der in seiner Eitelkeit die Überzeugung hegte, daß die Gefangene erst toben, doch nach und nach sich in ihr Schicksal fügen werde und der

deshalb ruhig lächelnd vor ihr stand. „Glender!“ rief sie jetzt von ihrem Entsetzen zur Wut übergehend, „Ihr wagt es, mir diesen Schimpf zuzufügen — mir, der Braut eines braven Mannes, der Schwester Eueres Freundes?!“

Überlegen lächelnd knöpfte Zettliß das verhüllende grobe Wamms auf und warf es ab. In seinem ritterlichem Kleide von blauem Sammt, reich mit Gold und Seide nach dem Geschmacke der damaligen Zeit verziert, stand jetzt der entpuppte Geselle vor seinem Opfer und begann wiederum: „Gertrud, ich bin nicht der, für den du mich hieltst; ich bin nicht Martin Kingler, der Geselle — sondern Junker Hans von Zettliß, der dich liebt bis zum Wahnsinn, der dir seinen Reichthum zu Füßen legt, um dir ein Leben voll Freude und Glück zu bieten, wenn du dich entschließen kannst, seine Gefühle zu erwidern. O Gertrud,“ schloß er, indem er einen Versuch machte, das Mädchen in seine Arme zu schließen, „verzeihe der Liebe, was die Liebe sündigte, sei mein als — —“

„Zurück, ehrvergeßener Bube,“ schrie die Geängstigte und versetzte dem Zudringlichen einen gewaltigen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte. „Heiliger Gott!“ rief sie dann in die Kniee sinkend und die Hände ringend, als ihr plötzlich einfiel, daß Matthias offenbar an dem schändlichen Verrathe beteiligt sein müsse — „mein Bruder, mein leiblicher Bruder!“ Sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich. Zettliß wagte nicht, diesen Ausbruch des Seelenschmerzes zu stören; er blieb stumm, die Arme über einander geschlagen, an seiner Stelle und wartete ab, bis sich die schöne Weinende beruhigt habe.

Jetzt endlich erhob sich Gertrud; sie schien einen Entschluß gefaßt zu haben, denn sie trocknete ihre Thränen und schritt auf den Junker zu mit den heftig hervorgestoßenen Worten: „Wenn Ihr wirklich aus adligem Geschlechte stammet, so öffnet diese Thüre und laßt mich gehen — ansonst müßte ich glauben, daß Ihr ein feiger Betrüger seid, der den edlen Namen wie dies ritterliche Kleid gestohlen hat!“

Zettlitz schaute kalt und ruhig in das schöne Antlitz der Zürnenden und erwiderte: „Sei vernünftig, Gertrud! Wohl ist dir alles zu überraschend gekommen — doch besinne dich und vergleiche das kümmerliche Leben, das du als das Weib eines Handwerkers führen müßtest, gegen das glänzende Los, das ich dir biete —“

„Glender, was könnt Ihr mir bieten außer Schmach und Schande?! — Und müßte ich Zeit meines Lebens trockenes Brod essen an Isaaks Seite — ich würde mich glücklich schätzen, denn ihn liebe ich! Euch aber“ — sie trat ihm einen Schritt näher und durchbohrte ihn mit ihren schönen im Zorne blinkenden Augen — „Euch verabscheue ich mit all' Eurer Reichtume, mit dem Ihr mir meinen Isaak nie abkaufen könnt! Dies wisset — und öffnet!“

Aber Zettlitz blieb ohne sich zu rühren an seiner Stelle und schien völlig unbewegt von dem Schmerze wie von dem Ausbruche des Zornes seiner Gefangenen.

„Wenn du dich erst an den Gedanken gewöhnt haben wirst, in Glanz und Überfluß zu leben, statt in Dürftigkeit und Sorge, so wirst du mich und mein liebendes Herz fernerhin nicht mehr zurückweisen, du wirst —“

„Ich werde mich nie daran gewöhnen, zu denken, daß Eure Worte etwas anderes seien, als Beleidigungen für ein armes aber rechtschaffenes Mädchen und Euer Anerbieten eine Schmach, der ich den Tod vorzöge. Öffnet diese Thüre!“

„Du wirst mit der Zeit schon anderer Ansicht werden!“

„Nie und nimmermehr!“

„Nun wohl, so wirst du ohne Gegenliebe dennoch meine Geliebte werden, denn nur als solche wirst du dies Zimmer verlassen!“

Gertrud erbleichte und mit vor Schrecken bebender Stimme stammelte sie: „Wie? Ihr denkt doch nicht daran, mich hier zurück zu halten?!“

„Allerdings denke ich hieran; dieß Zimmer ist so lange deine Wohnung, als du unempfindlich gegen meine Zärtlichkeit gewesen bist!“

„Glender — es soll dir nichts nützen,“ donnerte die Unglückliche, „eher erwürge ich mich mit meinen Haaren, als daß ich dir gestatte, mich nur mit der Spitze eines Fingers zu berühren!“

Zettlig zuckte die Achseln: „Ich werde es abwarten!“

„Zum letztenmale — öffnet!“

„Meine Arme sind dir allein geöffnet — die Thüre bleibt verschlossen,“ sprach Zettlig und breitete zärtlich die Arme aus, um einen abermaligen Versuch zu machen, Gertrud zu umfassen. Aber diese wand sich los und eilte instinktmäßig gegen das Fenster; doch es war so hoch angebracht, daß sie es bei weitem nicht erreichen konnte und zudem vergittert und von außen mit schweren undurchdringlichen Läden verschlossen.

Mit Entsetzen machte Gertrud diese neue Entdeckung. Völlig abgesperrt von der Außenwelt, vermochte sie nicht einmal ihren Hilferuf einem etwaigen Befreier entgegen zu senden — sie war und blieb eine Gefangene. Verzweifelt bei dem Erkennen dieser ihrer Lage, beschloß sie, vielleicht durch Bitten zu erreichen, was ihr durch Zorn und Drohungen zu erlangen unmöglich war. Sie sank auf die Kniee, faltete bebend die Hände über dem wogenden Busen und richtete flehend die von Thränen überströmten Augen auf den Grausamen, der ihr diese entsetzliche Angst bereitete.

„O seid barmherzig, Junter,“ bat sie, „zerstört nicht mein ganzes Leben, vernichtet nicht mit kalter Hand das Glück eines braven Mannes, der an mich glaubt und auf mich hofft, wie auf seine Seligkeit! Erbarmet Euch, Junter, laßt mich von hier gehen und ich schwöre, daß ich Euch die mir zugefügte Beleidigung verzeihen werde!“

Zettlig, nichts weniger als ergriffen von dem Anblick der zu seinen Füßen liegenden rührenden Gestalt, fand sie in ihrem Schmerze nur noch schöner und begehrenswerter; er schüttelte den Kopf und sprach: „Es ist mir weniger um deine Verzeihung, als um deine Liebe zu thun!“

„Aber ich liebe Euch ja nicht — kann Euch nicht lieben, da ja mein Herz schon mit all' seiner Fähigkeit

zu lieben an dem Manne hängt, dem ich mich verlobt und Treue geschworen habe!“

„So brich deinen Schwur und — liebe mich, denn nur um den Preis — und Beweis deiner Liebe öffnet sich diese Thüre!“

Blutrot vor Scham bei dieser neuen unerhörten Beleidigung schnellte Gertrud empor. Mechanisch ergriff sie einen der schweren Stühle, die umherstanden, und drang ihn zum Schläge hoch erhebend auf den Junker ein. Doch an Kraft dem schwachen Mädchen weit überlegen, ward es zettlig leicht, ihr den Stuhl zu entreißen.

„Ah, mein Käzchen,“ rief er dann höhniſch, „warte, ich will dir die Lust zu trazen abgewöhnen!“ Und mit einem Sahe sprang er auf die Überraschte los, preßte sie an seine Brust und begann ihr Angeſicht und Mund mit glühenden Küſſen zu bedecken.

Mit der Angst und Kraft der Verzweiflung wehrte sich das unglückliche junge Mädchen, doch umsonst versuchte sie sich aus den sie umschlingenden Armen loszureißen; schon schwanden ihre Kräfte — da hörte sie Tritte auf dem Gange — „zu Hilfe, zu Hilfe!“ rief sie mit Aufbietung ihrer letzten Kraft und — von einem gewaltigen Fußstoße geprenzt, ſlog die Thüre auf und auf der Schwelle stand — Iſaak.

Hören wir, was sich inzwischen zugetragen hatte und wie es Iſaak möglich wurde, noch zu rechter Zeit zur Rettung seiner bedrängten Braut herbeizueilen.

Voll frohen Mutes war Iſaak zur festgesetzten Zeit vor dem Magistrate erschienen und hatte seine Forderung im Betrage von fünftausend Dukaten gestellt. Erschreckt über die Höhe dieser Summe berieten sich Ammeister und Räte und — ohne Handeln konnte eben schon damals so wenig wie heute ein Geschäft abgeschlossen werden — das Resultat ihres Beratens war, daß der Ammeister viertausend Dukaten bot. — Aber Iſaak beharrte fest auf seiner Forderung und erklärte, nichts nachlassen zu wollen; wenn dem hohen Räte sein Gebot zu viel sei, so werde

man ihm gewiß gerne in einer andern Stadt des Reiches die geforderte Summe zahlen. — Wiederum neue Beratung des hochwohlweisen Rates und Resultat, daß man die Summe zahlen wolle, doch unter der Bedingung, daß der Meister sich verbindlich mache, keine zweite ähnliche Uhr mehr zu bauen. Aber auch diese Klausel wies Isaaß zurück; er erklärte, daß er im Gegenteile hoffe, noch manch' ähnliches Wert zu schaffen.

Die Gesichter der Ratsherrn waren bei dieser Erklärung lang und länger geworden; sie hatten gehofft, im alleinigen Besitze eines so großartigen Meisterwertes verbleiben zu können. Gleichwohl beschlossen sie endlich, die Uhr bedingungslos anzukaufen, „denn,“ vertrösteten sie sich unter einander, „Meister Sabrecht kann sterben und jedenfalls, bis er imstande ist, ein zweites ähnliches Kunstwerk herzustellen, wird mancher Tropfen Wasser den Rhein hinabfließen!“

Fröhlich und guter Dinge, die Anweisung auf die große Summe Geldes in seiner Tasche, war er sodann heimgekehrt, um den Seinigen die frohe Botschaft zu überbringen. Aber in höchster Bestürzung traf er hier Frau Margaret; denn während sie sich um das Schicksal ihres Enkels ängstigte, kam dieser frisch und gesund, doch ziemlich stark betrunken nach Hause und wollte sich ausschütten vor Sackhen, als ihn die Großmutter nach seinen Verwundungen fragte. Bei ihren weiteren Erkundigungen, was es denn mit Ringlers Sendung für eine Bewandnis gehabt habe und wohin er mit Gertrud gegangen sei, hatte Matthias in seiner Trunkenheit keine andere Antwort, als: „Ringler — ja so Ringler — ja der ist in Gertrud verliebt und hat sie vielleicht gar entführt!“ — Sonst aber war kein weiteres Wort aus ihm herauszubringen und die bestürzte Alte wußte nicht, ob Matthias wirklich im Ernst gesprochen habe.

Ärgerlich über den höchst unpassenden Scherz, den sich Ringler offenbar im Einverständnis mit Matthias erlaubt hatte — denn noch wollte er an den Ernst von seines Schwagers Worten nicht glauben — schritt Isaaß nach

der Kammer des Matthias, wo er ihn fest eingeschlafen auf seinem Bette fand. Mit vieler Mühe rüttelte er ihn endlich wach und zum Bewußtsein und stellte nun gleichfalls in ernster Weise seine Fragen nach seiner Braut.

„Deine Braut,“ antwortete Matthias höhnisch, „damit hat es gute Wege — damit ist's aus und vorbei!“

Entsetzt faßte den Meister, sein Haar sträubte sich empor bei dem Gedanken, daß etwas Wahres an der Entführung Gertruds sein könne. — War dies aber der Fall, so mußte Matthias offenbar mehr wissen, als er bisher verraten hatte. Rasch entschlossen packte er den Trunkenen am Kragen und zerrte ihn vom Lager mit dem Rufe: „Böswicht, gestehe, was ist aus Gertrud geworden?!“ Trotzig setzte sich Matthias zur Wehr; bei dem Ringen fiel aus seiner Tasche Geld und ein Zettel, nach welchem Matthias sich hastig bückte. Aber Jsaak, dies bemerkend, entriß ihm denselben, da er mit Recht vermutete, daß Matthias gewichtige Gründe haben müsse, den entfallenen Zettel in keines andern Hände gelangen zu lassen. Möglicher Weise fand er hier einen Aufschluß über das Schicksal seiner Gertrud.

Brüllend vor Wut, als der Zettel in Jsaaks Händen war, stürzte sich Matthias auf seinen Schwager und suchte mit höchster Anstrengung wieder in den Besitz desselben zu gelangen. Aber der durch stetes angestregtes Arbeiten zu Riesenkräften gelangte Jsaak schleuderte den durch seine Schlemmereien entnervten Matthias zu Boden, drückte ihn mit einem Knie zur Erde und entfaltete rasch seinen Fund. Es war die Verschreibung von 50 Dukaten durch Hans von Zettlich.

Jetzt begann es Jsaak furchtbar klar zu werden; der seine Gefelle mit den weißen Händen und Zettlich waren eine Person — der Bruder hatte die eigene Schwester um diesen Judaslohn verraten.

Vor Wut außer sich bei dieser Entdeckung schüttelte er den Glenden und bedroht ihn mit augenblicklichem Tode, um ihm ein Geständnis zu entlocken, wohin Zettlich die unglückliche Gertrud gebracht habe — doch umsonst —

Matthias schwieg hartnäckig. Außer sich gab er einstweilen seine fruchtlosen Versuche auf und kehrte, nachdem er die Kammerthüre des Trunkenen fest verschlossen hatte, zu der ebenso trostlosen Großmutter seiner armen Braut zurück. In fliegender Hast unterrichtete er sie von seiner Entdeckung und sank endlich aufs Tiefste erschüttert in einen Stuhl mit dem verzweifeltsten Rufe: „Arme, arme Gertrud, wo bist du — wo kann ich dich finden?“

Da nahte sich ihm schmeichelnd die bisher unbeachtet gebliebene kleine Marie und sagte, indem sie seine Kniee umschlang: „Väterchen, weine nicht — Mutter Gertrud kommt ja wieder, sie ist nur mit Martin in die einsame Schenke vor dem Mehgerthore gegangen!“

Wie eines Engels Stimme tönten diese Worte aus dem Munde seines Kindes in das Ohr des schwer Geprüften. — Silends nahm er die Kleine auf seine Kniee, küßte sie wieder und wieder und frug, woher sie dies wisse.

„Ei Mutter Gertrud hat mirs ja selbst gesagt, denn sie konnte mich nicht mitnehmen, weil es zu weit war!“

Das war wie ein Blitzstrahl, der das chaotische Dunkel erhellt. Die einsame Schenke vor dem Mehgerthor — das war das verrufene Schnackenloch, das allein einsam stand in jener Gegend und ganz geeignet war zur Ausführung eines so schmähligen Verbrechens.

Siligst ergriff Jaak als nächste beste Waffe einen Hammer und stürzte aus dem Hause. Bald langte er vor der Kneipe an; vergeblich leugnete der bestürzte Wirt die Anwesenheit der Gesuchten — er durchstöberte das ganze untere Geschoß trotz des Protestes der Wirtsfamilie, stürmte die Treppe hinauf, vernahm den Hilferuf seiner Gertrud und — das übrige ist bereits erzählt. —

Mit einem Schrei der Wut erblickte Zettlitz die seiner Gefangenen so unverhofft erschienene Hilfe. Zornsprühenden Blickes, doch mit aschfarbenem Antlitz — denn er fühlte, jetzt galt es einen Kampf um Leben oder Tod — ließ er ab von seinem Opfer, fuhr mit der Hand in den Brusttasc und bewaffnet mit einem spitzen zweischneidigen Dolche zog er sie zurück. Blitzschnell, wie eine Schlange

auf ihr Opfer, stürzte er dann auf seinen ihn ruhig erwartenden Gegner, um mit seinem Stahle die redliche Brust zu durchbohren, doch, noch ehe die vor Entsetzen aufschreiende Gertrud Zeit hatte, mit ihrem Körper den Geliebten zu decken, fauste der gewichtige Hammer Isaaks herab und — mit zerschmettertem Haupte, das Kleid Gertruds mit Blut und Gehirn bespritzend, sank der Frevler tot zur Erde. Aufschreiend stürzte jetzt der Gastwirt, der Isaak auf dem Fuße gefolgt war, vor die Thüre seines Hauses und „Mord — Mord“ schreiend, versammelte er alle Vorübergehenden und die Gäste, um sich des Thäters zu bemächtigen.

Sauft entfernte Isaak bei dem Herannahen seiner Häsher die ihn umschlingenden Arme seiner weinenden Gertrud, schritt den Kommenden ruhig entgegen und reichte gefaßt seine Hände zum Binden hin. Unter lauten Verwünschungen einer auf dem Wege immer wachsenden Menge, die nicht ahnte, daß ihr Gefangener, der heute Morgen noch so hoch gefeierte Verfertiger der Wunderuhr war, wurde Isaak, begleitet von der verzweifelnden in Thränen zerfließenden Gertrud, nach der Stadt und ins Gefängnis geführt.

Es wurde nicht eben schnelle Justiz geübt im heiligen römischen Reiche zu jenen Zeiten; besonders in den Reichsstädten; denn um das Gerichtswesen war es hier übel bestellt. In Straßburg lag die Befugnis zu Gericht zu sitzen und Recht zu sprechen von alten Zeiten her in der Hand des Grobrates. Dieser bestand aus dem Ammeister als Vorsitzendem und 20 Beisitzern, die zusammengenommen man insgemein hin nur „die Einundzwanziger“ nannte. Dieser Gerichtshof war zusammengesetzt zu einem Drittel aus adeligen und zu zwei Dritteln aus bürgerlichen Mitgliedern, die durch die Wahl ihrer Korporationen zu ihren Stellen gelangten und seit dem Jahre 1482 für Lebenszeit in denselben verblieben.

Diese Art der Zusammensetzung eines Gerichtshofes,

der zum größten Teil das „Recht-Buch“ nur dem Namen nach kannte, hatte natürlich außerordentliche Mängel, denn die Mehrzahl der Richter ließ sich bei den Beratungen durch die mehr gebildeten adeligen Mitglieder — die Stettmeister — leiten und gab demgemäß die Stimme ab.

Wenn dies aber jemals bei einer Verhandlung bemerklich war, so war dies ganz besonders bei der jetzt schwebenden Untersuchung der Fall, da als Kläger der alte Freiherr von Zettlitz, der Verwandte des Ammeisters sowie zweier Stettmeister, der Freund der anderen Adeligen des Rates, vor den Schranken stand, um Sühne zu verlangen für seinen erschlagenen Sohn.

Nach Vorausschickung dieser zur richtigen Würdigung des Ganges der Verhandlungen notwendigen Schilderung der damaligen Justiz-Zustände fahren wir in unserer Erzählung fort.

Der unglückliche Jsaak war nach seiner Verhaftung auf des Rates Befehl alsbald ins Gefängnis in die sogenannte Mörderstube gebracht worden, eine kleine unterirdische Zelle mit einem hochgelegenen, doppelt vergitterten Fenster und einer schweren mit Eisen beschlagenen Thüre, um etwaige Fluchtversuche der Gefangenen unmöglich zu machen. An den Wänden rieselte das Wasser auf den gestampften Lehm Boden hernieder, wodurch die ohnedies schon dumpfige Luft feucht und der Aufenthalt in diesem Raume, der kaum den Namen Stube verdiente, höchst ungesund wurde. In einer Ecke lag ein Haufe übelriechenden Strohs — des Gefangenen Lagerstätte — und diesem gegenüber an die Wand angeschlossen stand ein Tisch mit einem Stuhle.

In diesem Raume sauzte der große Dentler, der edle Künstler, der noch vor kurzem so gefeierte Mann der Stunde entgegen, die ihn zum Beweise seiner Unschuld vor den „hochwohlweisen“ Rat führen sollte.

Doch dieser ließ ihn lange hiernach sauzen, denn zwei volle Monate brauchte der Gerichtshof nur zur Feststellung des Thatbestandes und zur Erhebung der dem Tode des Junkers von Zettlitz vorausgegangenen Umstände,

wie sie durch die Aussagen des Wirtes zum „deutschen Kaiser“ konstatiert werden konnten.

Nach seinen Erklärungen war am Morgen des Tages, an welchem die That verübt wurde, ein ihm nicht bekannter Abgesandter des „ermordeten“ Junkers gekommen, um eine Stube seines Hauses auf längere Zeit zu mieten. Da dies zu seinem Gewerbe gehöre, so habe er nicht lange gefragt, für wen und zu welchem Zwecke, sondern alsbald den Handel abgeschlossen. Abends sei dann der Junker Zettlig, den er persönlich gekannt habe, in Begleitung eines jungen schönen Mädchens gekommen, das ohne Widerstreben mit ihm in die zum Voraus bestellte Stube gegangen sei. Etwa eine Stunde später sei dann der Angeklagte gekommen, habe mit Gewalt das ganze Haus durchsucht, die verschlossene Thüre gesprengt und ohne weiters den Junker, den Liebhaber des Mädchens, ohne Zweifel aus Eifersucht, mit einem gewaltigen Streiche seines Hammers niedergeschlagen.

Ähnliche Aussagen machten des Wirtes Frau und Gesinde.

Der Rat beschloß nun die Aussagen der Gertrud Heberlin zu protokollieren.

Tief gebeugt, mit von Gram durchfurchten Zügen erschien diese vor dem Gerichte und vernahm mit Enttäuschung die ihre Ehre und Isaaks Person bloßstellende Schilderung des Wirtes. Mit stolzem Freimute erzählte sie dann von ihrem Verhältnisse zu dem schuldlos Angeklagten, von dem Verrate ihres Bruders und der schmähligen List des Junkers, der es gelungen sei, sie in jenes verrufene Wirtshaus zu locken, schilderte dann mit beredten Worten ihre Angst und Not, als sie sich mit dem Junker allein befand und ihre endliche Errettung durch ihren Verlobten, der lediglich zu seiner Selbstverteidigung den verhängnisvollen Schlag mit dem Hammer gethan habe.

Mit Aufmerksamkeit folgte der Gerichtshof, namentlich die dem Bürgerstande angehörigen Glieder desselben, der Lebendigen, den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung des schönen Mädchens. Unverkennbar hatten ihre

Schilderungen Eindruck auf die Männer gemacht, die berufen waren, den geliebten Mann zu richten, doch jetzt schwebte erst auf dem Munde des Ammeisters ein ungläubiges Lächeln, dann ging es über auf den Mund der Stettmeister und schließlich schüttelten bürgerliche wie adlige Richter zweifelnd die Köpfe. Mit Entsetzen bemerkte Gertrud, daß der gute Eindruck, den sie durch ihre Erzählung hervorgebracht hatte, durch das Benehmen des Ammeisters vollständig verwischt wurde.

Der Rat beschloß nun Matthias zu vernehmen.

Dieser erzählte mit der unverschämtesten Frechheit, daß seine Schwester zwar die Verlobte Isaaks gewesen sei, doch da dieser die Familie durch seine kostspieligen Arbeiten an den Bettelstab gebracht habe, so sei Gertrud schon seit längerer Zeit hinter Isaaks Rücken ein Liebesverhältnis mit dem reichen Junker von Zettlich eingegangen, um nicht mit der Großmutter Hungers sterben zu müssen, denn von dem, was ihr der freigebige Junker geschenkt habe die ganze Familie — ihn allein ausgenommen — gelebt. Die ihn betreffenden Angaben seiner Schwester erklärte er für ein Märchen, erfunden, um die nun offenkundig gewordene Schmach ihres unlauteren Verhältnisses zu dem Ermordeten zu verdecken. Der deutlichste Beweis für die Wahrheit seiner Angaben liege darin, daß Gertrud — wie sie selbst nicht läugnen könne — nicht nur ohne Widerstreben, sondern ganz gerne mit Zettlich zu dem eine Viertelstunde entfernten Wirtshause geschritten sei. Es gehe daraus hervor, daß sie solche Wege nicht zum erstenmale gegangen. Durch einen Zufall aber habe Isaac von diesem „unschuldigen Spaziergange“ Wind bekommen und in seiner blinden Eifersucht und Wut habe er den Wehrlosen erschlagen.

Matthias schwieg. Da nickte leise wie zustimmend der Ammeister und — es nickten die Stettmeister und übrigen Räte mit Überzeugungstreue.

Auch Frau Margaret wurde vernommen. Sie gab mit von Kummer erstickter Stimme, doch mit der an ihr gewohnten Energie dieselben Erklärungen ab, wie Gertrud.

Doch schon so weit war die Ansicht der Richter gegen Jsaak und die Seinigen gefehrt, daß der erste Stettmeister unter dem Beifallslächeln sämtlicher Räte äußern konnte, Frau Heberlin habe ihre mit ihrer Enkelin verabredeten Angaben gut einstudiert.

Die Gegenüberstellung beider Frauen mit Matthias hatte keinen anderen Erfolg, denn die Flut von Vorwürfen und Verwünschungen beider, ja selbst der Fluch der ehrwürdigen alten Frau, den sie auf das Haupt des Ehrlosen herabschleuderte, prallten ab an der ehernen Stirne des Verstoßten. Mit kaltem Lächeln erklärte er dies feindselige Benehmen als aus dem Grunde veranlaßt, daß er die begangenen Gemeinheiten nicht verheimlicht, sondern der Wahrheit und Pflicht gemäß dargestellt habe.

Zu diesem Stadium war Jsaaks Prozeß gediehen, als er selbst endlich aus seinem Kerker geführt ward vor ein Gericht, das ihn verurteilte noch bevor es ihn gesehen oder gehört hatte, denn jeder der ungerechten Richter hatte schon vorher in seinem Innern den Untergang des Meisters beschlossen. Hierdurch war ja zudem allein die Gefahr zu vermeiden, daß Jsaak auch für eine andere Stadt ein Kunstwerk erschaffe, wie es Straßburg allein besitzen wollte.

Ungebeugt von dem schweren Unglück, das auf ihm lastete, und ungebrochen von der langen furchtbaren Kerkerhaft stand der starke Mann vor seinen Richtern und verteidigte sich gegen das ihm angemutete Verbrechen des vorsätzlichen feigen Mordes. Alle seine Angaben stimmten mit denen der beiden Frauen überein; keinen Umstand verschwieg er und endlich zog er zur Bekräftigung seiner Worte den sorgfältig bewahrten Zettel, die Verächreibung des Junkers Zettlich, hervor und legte ihn zur Prüfung in die Hände des Gerichts.

Sichtlich überrascht bei dieser neuen Wendung, welche die Untersuchung durch diesen mächtigen stummen Zeugen zu nehmen schien, besichtigten die Räte den Zettel von allen Seiten und reichten ihn endlich dem anwesenden Kläger mit der Frage, ob die Schrift von seinem verstorbenen Sohne herrühre.

Sei es nun, daß die in etwas aufgeregter Stimmung flüchtig hingeworfene Schrift der gewöhnlichen Handschrift des verstorbenen Junkers wirklich nicht vollständig gleich, sei es, daß die mit dem Stifte geschriebenen Charaktere etwas verwischt und dadurch den Augen des alten Vaters fremd vorkamen oder sei es endlich, daß der Freiherr befürchtete, durch das Auerkennen der Schrift könne der Mörder seines Sohnes vielleicht der rächenden Strafe entgehen — wer vermöchte den wirklichen Grund anzugeben? — genug der alte Zettlich gab die Erklärung ab, die Schrift scheine ihm nicht von der Hand seines Sohnes herzurühren.

Beifällig nickten wieder Ammeister, Stettmeister und Richter nach der Reihe. Doch um alle Zweifel völlig schwinden zu machen, beschloß man Matthias vorführen zu lassen, um zu prüfen, welchen Eindruck der Zettel auf ihn mache.

Doch Matthias war schlau und besaß viel Geistesgegenwart; nicht im mindesten bestürzt erschien er, als man ihm den Zettel vorlegte, er frug vielmehr völlig unbefangen, was er damit solle.

„Lesen,“ antwortete der Ammeister.

„Hoher Herr, verzeiht,“ sprach da Matthias, „Lesen und Schreiben sind Künste, die ein schlichter Geselle, wie ich, nicht treibt.“

„Kennst du den Zettel nicht?“

„Nein, hoher Herr, mir kommt selten etwas Geschriebenes unter die Hände, doch meine ich den Zettel noch nie gesehen zu haben!“

Der Ammeister befahl Frau Margarete vorzuführen.

„Euer Enkel soll dieß Protokoll unterschreiben, er behauptet nicht schreiben zu können; ist dieß der Wahrheit gemäß?“

„Ja, Herr,“ antwortete Frau Margarete, „er ist weder des Lesens noch des Schreibens kundig!“

Der Ammeister lächelte über seine eigene Schlaueit; es war klar, der Zettel war gefälscht, denn es war doch nicht anzunehmen, daß ein des Lesens unkundiger Geselle sich ein derartiges Schreiben habe ausstellen lassen.

Er befahl hierauf mit Zustimmung der Ratsglieder den Gefangenen wieder in seine Zelle zu verbringen und entließ nun Kläger und Zeugen. Jetzt erst begannen von Seiten des Rates die eigentlichen Richterfunktionen.

Der Ammeister ließ durch den ersten Stettmeister noch einmal die gesammelten Protokolle vorlesen und legte dann dem Rate die Frage vor, ob nach den vorliegenden Indicien Isaaß Habrecht schuldig sei, den Junker Hans von Zettlitz aus Eifersucht mit „fürsorglicher Bedachtsamkeit“ ermordet zu haben.

Jeder einzelne Rat hatte durch Abgabe einer weißen oder schwarzen Kugel abzustimmen. Die weiße war die freisprechende, die schwarze dagegen die verdammende. Der zweite Stettmeister sammelte die Kugeln in einem Behälter, den er dem Ammeister überbrachte.

Dieser öffnete jetzt denselben und zählte die Kugeln; es waren einundzwanzig schwarze.

Isaaß war einstimmig des vorsätzlichen Mordes für schuldig erkannt. Nun galt es nur noch das Strafmaß des Schuldigen zu bestimmen.

Der erste Stettmeister las jetzt aus dem „Recht-Buch“ den bezüglichlichen Paragraphen der „hochnotpeinlichen Halsgerichts-Ordnung“ vor, der überschrieben war: „Mord und Vertödtigung“ und also lautete:

„So Gynere Gynemb an's Leben gehet und ihne mit fürsorglicher Bedachtsamkeite uf hinterlystig Wyse ver-todtet, ohne daß er in rechtschaffener Not-Wehre gegen ihne gewest, der soll nachfolgend Straff erlyden:

1. den Tod durch das Beyl oder aber das Rat.
2. (bei weniger schweren Fällen) Verlust deß Augenlichts nepst Aphacken der rechten Hand.
3. Verlust deß Augenlichts ohne Aphacken der Hand.

Der Stettmeister beantragte hierauf, in Anbetracht, daß der Ermordete den Mörder durch Verführung von dessen Braut schwer beleidigt und zur That gereizt habe und in Anbetracht ferner, daß der Thäter durch die Anfertigung einer der Stadt Straßburg zur höchsten Zierde gereichenden Uhr sich um Stadt und Einwohner hoch ver-

dient gemacht habe, die geringste der auszuwählenden Strafen, nämlich: „Verkürst deß Augenlichts ohne Abschaffen der Hand.“

Einstimmig traten die Räte der Ansicht ihres rechtskundigen Stettmeisters bei und — Isaaks Schicksal war entschieden.

Das fürchterliche, ungerechte Urteil war dem unglücklichen Meister eröffnet und — des andern Tages an ihm vollzogen worden. Vergebens hatte er seine Richter um den Tod gebeten, das „weislich und reisslich bedacht Urthel“ konnte und durfte nach damaligen Gesetzen nicht abgeändert werden. Verzweiflung im Herzen erduldet er die fürchtbare Qual, die ihn einem Leben überlieferte, das für ihn gleichbedeutend mit Tod bei lebendem Leibe war, einem Leben der Unthätigkeit gerade jetzt, wo er gehofft hatte, alle die riesigen Pläne, die seinem stets neues erzeugenden gewaltigen Geiste noch vorschwebten, ausführen zu können.

Eine unendliche Bitterkeit erfüllte die Seele des so vortrefflichen, so edlen Mannes, denn er ahnte wohl den wahren Beweggrund seiner Verurteilung.

Schweigend, keine Thräne in den erloschenen Augen, war er nach vollzogenem Urteil vor dem Räte gestanden, der sich zur Vervollständigung der Prozeßakten zu überzeugen hatte, ob die ausgesprochene Strafe „nach Recht und Gerechtigkeit“ ausgeführt worden sei. Zugleich sollte ihm heute, wie zum Hohne, die bedungene Summe für sein Werk übergeben werden, doch Isaak weigerte sich, „den Kaufpreis seines Augenlichtes“ anzunehmen; mit stolzer Geberde wies er das Geld zurück, „denn,“ sagte er, „ich will als Bettler meine undankbare Vaterstadt verlassen, die mich so elend gemacht!“

„Wie Ihr wollt, doch die Uhr bleibt hier,“ antwortete ihm der Ammeister, „denn der Handel ist rechtskräftig abgeschlossen! Zudem solltet Ihr dem Räte danken, daß er Euch so mild bestrafte und nicht auch die Hand noch nahm,

denn," fügte er wie höhrend bei, „Ihr braucht sie ja notwendig, um auch für andere Städte solche Uhren zu bauen, wie Ihr sie Curer Vaterstadt fertigtet!“

Isaak zuckte zusammen; krampfhaft ballte sich seine Faust, als er die Worte hervorprezte: „Ja, Ammeister, ich danke Euch, daß Ihr mir die Hand liehet, denn notwendig brauche ich sie noch zu einem Werke, um," setzte er rasch bei, „den Bettelstab zu führen. Doch zwei Bitten habe ich noch an Euch, bevor ich für immer aus Straßburg scheide: Sendet nach meiner Braut, sie möge mir ihre Augen leihen und mich führen auf meinem fortan dunklen Wege — und dann laßt mich noch einmal in Begleitung eines Ratsmitgliedes zu meiner — zu Curer Uhr führen. Ein kleiner Fehler, der sich beim Eintritt eines Schaltjahres äußern würde, ist leicht nach meinen Angaben zu verbessern!“ Gerne willfahrte der Ammeister. Schluchzend warf sich Gertrud an Isaaks Brust und Thränen, wie sie sie nie geweint, entströmten ihren Augen, als sie ihm die Hand bot, um ihn wegzuführen von der Stätte des Frevels.

Der Ratsherr Wolfram Günzer war von den Ratsmitgliedern erwählt worden, mit Isaak behufs der Verbesserung des angezeigten Fehlers zum Münster zu gehen, denn Günzer, der selbst die Uhrmacherkunst erlernt hatte, war jedenfalls die hiezu am meisten geeignete Persönlichkeit.

Gestützt auf seine treue Gertrud stand der blinde Meister vor dem Werke, das er mit so viel Liebe erdacht und erschaffen hatte. Wie eine Mutter dem Schlafe ihres Kindes, so lauschte Isaak dem ruhigen, gleichmäßigen Gange der Pendelbewegungen; alles war in bester Ordnung, nicht die geringste Störung war eingetreten seit er vor drei Monaten zum letztenmale vor seinem Werke gestanden. Ein Zittern überkam ihn, denn jetzt war der Augenblick gekommen, wo er das eine Werk noch ausführen wollte, zu dem er seiner Hand bedurfte. Doch rasch ermannte er sich; er mußte stark sein, denn es galt die Bestrafung des schwärzesten Undanks.

„Nun, Meister Günzer, der Ihr ja ein Zunftgenosse

seid," wandte sich jetzt Jsaak an den durch diese Kordialität in seinem Ratsherrndünkel etwas Verletzten, „führt mich an die linke Seite des Wertes und öffnet die hier befindliche Thüre."

Der Ratsherr that wie ihm geheizen. Eine Masse von Walzen und Rädern in den verschiedensten Größen wurde sichtbar.

Ein Seufzer hob Jsaaks Brust.

„Nun zählet genau das neunte Rad von der vorderen Wand ab! Habt Ihr's?"

„Ja!"

„Es hat etwa einen Fuß im Durchmesser, ist am Rande gezahnt und ebenso an der Welle?"

„Ganz recht, Meister!"

„Wohl, nun laffet dieses Rad von rechts nach links eine halbe Umdrehung machen!"

Günzer versuchte den erhaltenen Auftrag auszuführen, doch umsonst war sein Bemühen, er vermochte es nicht zu bewegen. Nach wiederholten fruchtlosen Versuchen setzte er Jsaak hievon in Kenntnis.

„Ihr müßt unrichtig gezählt haben, Meister Günzer, denn das Rad muß sich ohne jegliche Anstrengung drehen lassen!"

Nochmals zählte der Ratsherr.

„Habt Ihr's jetzt?" frug Jsaak mit höchst bewegter Stimme.

„Ja, es ist daselbe, wie vorhin!"

„Leitet meine Hand hin, ich werde leicht fühlen, ob es das richtige ist!"

Günzer ergriff die ausgestreckte Hand und führte sie zu dem bezeichneten Rade. Zitternd betastete Jsaak daselbe von allen Seiten; dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es das richtige, das von ihm gesuchte sei, packte er es fest mit beiden Händen an dem gezahnten Rande und mit dem Knie sich an den Kasten stemmend, riß er es mit einem gewaltigen Rucke aus seinen Lagern.

Ein schnurrendes Geräusch ging durch das ganze Werk — es war sein Sterbeseufzer — die Uhr stand still.

Mit Entsetzen hatte der Ratsherr das Thun des Blinden erschaut; wie gelähmt, mit gestäubtem Haare und weit aufgerissenen Augen stand er neben Jsaak, der tief aufatmend das gewichtige Rad in seinen Händen hielt.

„Heiliger Pankratius,“ rief er jetzt mit gerungenen Händen, „Habrecht, was habt Ihr gethan?“

Ruhig bot der Blinde dem verzweifeltsten Mitgliede des hochwohlweisen Rates das zerbrochene Rad und sagte schmerzlich lächelnd: „Nun, Meister und Zunftgenosse, überbringt dem Rate dies Andenken an den Bettler, der nur ein stummes Denkmäl — seiner Dankbarkeit für die belassene Hand in dieser Stadt zurücklassen wollte!“

Sochrot vor Zorn bei diesen höhrenden Worten wollte Günzer den Blinden verhaften und nochmals vor den Rat schleppen, doch kalt sprach dieser:

„Gut, Herr Ratsherr, laßt mir nur durch ein zweites ungerechtes Urtheil auch die Hand noch nehmen, es wird Euch nicht schwer fallen. Doch merket wohl: ich habe keinerlei Zahlung für dies mein Werk angenommen, folglich stand mir frei, auch wieder zu zerstören, was ich geschaffen!“

Da schämte sich der Ratsherr und ging, noch einen schmerzlichen Blick werfend auf das nun „stumme“ Prachtwerk, von dannen. Jetzt erst, als er mit seiner Gertrud allein war vor dem durch ihn getödeten Werke, brach Jsaak in krampfhaftes Weinen aus.

Es war der Schmerz eines Vaters, der sein Kind verloren.

Dann schritt auch er hinweg, gestützt auf seine Gertrud, um mit ihr und Frau Margaret alsbald Straßburg und das Land zu verlassen.

Nie mehr erhielt man Kunde von seinem Schicksal.

Zwei und ein halbes Jahrhundert stand das gestörte Räderwerk stille; keiner der Meister, die während dieser langen Zeit Versuche machten, den toten Körper wieder zu beleben, konnten den so feinen, sinnreichen Mechanismus

in Gang bringen. Das Werk war und blieb ein „stummes Denkmal“ von des unglücklichen Isaak Habrecht unerschuldeten Leiden und seiner Rache.

Erst im Jahre 1842 ist es endlich dem ausgezeichneten französischen Mechaniker Schwilgué gelungen, das Werk des deutschen Denkers wieder herzustellen.

Seither geht die Uhr ungestört ihren ruhigen Gang und Tausende von Fremden stehen alljährlich staunend vor dem Wunderwerke Schwilgué's — doch des Erfinders, des unglücklichen Isaak Habrecht, denkt niemand mehr.

